Bibliothek
gensburg

Philos 22. I

C.

138

Nicht auszu-
leihen
Zur
königl. Bibliothek
in
Regensburg

Robert

oder

der Mann, wie er seyn sollte.

Ein Seitenstück

zu

Elisa,

oder

das Weib, wie es seyn sollte.

---

1. T.

Leipzig,
bey Theodor Seeger
1799.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Robert

oder

der Mann, wie er seyn sollte.

Bis zu seinem Eintritte
in das eheliche und häusliche Leben
geschildert.

Ein Seitenstück
zu
Elisa,
oder
das Weib, wie es seyn sollte.

Leipzig,
bey Theodor Seeger
1799.

Der Gedanke, eine Charakteristik des vollkommenen Mannes zu entwerfen, war in der Seele des Verfassers, ehe noch die Elisa erschien. Er schämt sich jedoch keinesweges, seinen Robert ein Seitenstück zur Elisa zu nennen, denn sie hat seinen Vorsatz von neuem erweckt, und zur Reife gebracht. Vor dem Fehler sklavischer Nachahmung schützte ihn schon die Verschiedenheit des Stoffes, wenn er auch nicht erwogen hätte, daß man überspannte Ideale dem Kopfe des Mannes, und Weitschweifigkeit in der Darstellung seinem Kiele schwerer verzeihen würde, als dem Geiste und der Feder des Frauenzimmers. Einen Charakter von übermenschlicher Größe zu schildern, hat, nach seiner Einsicht, keinen praktischen Werth, und er glaubte daher, den Mann, wie er seyn soll, zugleich so darstellen zu müssen, wie er wirklich seyn kann. Die charakteristischen Züge des vollkommenen Mannes sind, außer der reinen und strengen Moralität, welche er mit dem vollkommenen Weibe gemein hat: Besonnenheit und Bedächtigkeit, hoher Sinn für Pflicht und Beruf, Entschlossenheit, Festigkeit und Treue,

Wahrheitsliebe, Freymüthigkeit, Unpartheylichkeit, Muth und Unerschrockenheit, und noch einige andere mit diesen verwandte Züge, welche bey den Männern in der wirklichen Welt einzeln angetroffen werden, und blos durch ihre Vereinigung in dem Charakter des Robert ihn zu einem, jedoch nicht unerreichbaren, Ideale erheben.

Daß übrigens der Mann, wie er seyn sollte, noch unvollendet erscheint, und zu seiner Zeit die Elisa an körperlicher Größe übertreffen wird, dürfte wohl Niemanden befremden, der in Erwägung zieht, daß die Bestimmung des Mannes zum wirksamen Staatsbürger ihn in eine Menge Lagen und Verhältnisse bringt, von welchen das Weib nach ihrer eingeschränktern Bestimmung ausgeschlossen ist, und daß gerade jene bürgerlichen Verhältnisse, in wie fern sie ihn zum Handeln bestimmen, einen Haupttheil seiner Charakteristik ausmachen müssen. Möchte dieser Versuch, dessen moralischer Zweck in die Augen springt, etwas beytragen, Männer zu bilden, wie sie seyn sollen!

Leipzig, in der Ostermesse, 1799.

Der Verfasser.

Wenn ein großer Mann aus einer schlechten Hütte hervorgeht; wenn ein Mensch, der in Niedrigkeit und Armuth gebohren ward, und den ganzen Frühling seines Lebens mit einem feindseligen Schicksale zu kämpfen hatte, mit gebildetem Geiste und veredeltem Herzen vor seinen Zeitgenossen auftritt, und auf mannigfache Weise ihr Wohlthäter wird, so verehrt und bewundert man ihn weniger wegen seiner Vollkommenheiten selbst, als vielmehr darum, daß er sich dieselben unter so ungünstigen Umständen erwarb, daß er so viele und wichtige Hindernisse besiegte, die ihm zur Erlangung jener Geistes- und Herzensgröße im Wege standen. Dennoch ist gerade Mangel und Mühseligkeit eine bessere Bildungsschule für den moralischen Menschen, als Ueberfluß und Wohlleben. Wer ohne Ansprüche auf irdisches Glück in die Welt tritt; wer, von der Wiege an nur mit Scenen des Mangels und

Kummers vertraut, alle die Freuden und Annehmlichkeiten der von Glanz und Wohlstand umgebenen Jugend entbehren muß; wer Alles um sich her genießen sieht, und nicht mitgenießen kann, was er doch so gern möchte; der muß wohl den Stof der Freude in sich selbst suchen; für den ist es Bedürfniß, sein moralisches Eigenthum zu benützen, seinen Verstand zu bilden und sein Herz zu veredeln, und sich auf diese Art einen von den äußerlichen Umständen unabhängigen Genuß zu bereiten.

Ganz anders verhält es sich mit dem, der im Prunkgemache des Ueberflusses zum Daseyn erwacht. Seine Kindheit ist ein lieblicher Frühlingsmorgen; seine Pfade sind voll unbedornter Rosen, und kein rauhes Lüftchen bestreicht seine Wangen. Die schmackhafte Kost, die ihm gereicht, die weiche Kleidung, womit er bedeckt wird, die zärtliche Befriedigung seiner kindischen Wünsche, das Zujauchzen seiner Gespielen und die Einladung zu ihrem Jubel, kurz, Alles um ihn her vereinigt sich, seine Sinnlichkeit aufzuregen, und den tiefer liegenden Trieb nach jenen edlern Freuden, wo nicht zu ersticken, doch wenigstens in einen unthätigen Schlummer zu wiegen.

Mag es immer seyn, daß die Urheber seines Daseyns die Geistesbildung ihres Lieblings nicht vernachläßigen, daß sie ihn schon frühzeitig mit seiner Bestimmung bekannt machen und in den Wissenschaften, wodurch er einst der Welt nützen soll, unterrichten lassen: werden sie aber auch dem Knaben, der an lauter lachende Gegenstände gewöhnt ist, Neigung und Geschmack für das Ernsthaftere einflößen können? Werden sie ein Bedürfniß geistiger Genüsse in ihm wecken können, da es ihm so wenig an sinnlichen fehlt, und werden sie nicht vielleicht bey der Menge und Verschiedenheit von Bildungsmitteln, welche ihnen zu Gebote stehen, gerade die unschicklichsten wählen, weil sie etwa die kostbarsten sind? Du hast in deinem Garten eine Pflanze von besonderm Werthe stehen, die du vor andern gern zur schönen vollen Blüthe bringen und recht lange erhalten möchtest. Aus zärtlicher Besorgniß, daß Wind und Wetter sie verletzen könnten, entziehst du sie der gemeinsamen Pflege der Natur, und versetzest sie in ein Gefäß, wo du sie immer vor Augen haben, und ihr ein Clima anweisen, ihr den erforderlichen Nahrungsstof so zumessen kannst, wie es deiner Meynung nach ihrem Wachsthume am zuträglichsten ist. Aber wie leicht kann deine

Sorgsamkeit ihren Endzweck verfehlen! Du willst die edle Pflanze vor dem Verdorren sichern, und verdirbst sie durch Nässe. Du willst sie vor dem Drucke der Kälte verwahren, und übertreibst sie durch Wärme. Du hast sie immer nur bey mildem Sonnenscheine in die freye Luft gestellt; jezt hast du sie unglücklicherweise einmal aus der Acht gelassen, und die verwöhnte Pflanze liegt nach einem einzigen schwachen Nachtfroste verwelkt und zerstört auf dem Boden. Die Anwendung dieses Gleichnisses auf Geisteserziehung ist leicht und natürlich. Wenn nun aber der junge Günstling des Glücks bey allen Gefahren, welchen seine moralische Natur ausgesetzt ist, bey den verführerischen Aufreizungen seiner Sinnlichkeit und dem Mangel an äußerm Drange zur Entwickelung seiner edlern Anlagen, bey den verkehrtesten Bildungsmitteln, nach welchen er sich fügen muß, dennoch ein vernünftiger und guter Mensch wird; wenn er sogar in dieser Hinsicht sich vor Vielen auszeichnet; wenn er sich einen Schatz der wichtigsten und edelsten Kenntnisse erwirbt, und an moralischer Güte, an thätigem Eifer, der Welt zu nützen, sich von keinem Andern übertreffen läßt: dann ist es der Fall, wo wir mit Recht sagen können: „Dieser Mensch hat sich

aus eigner Kraft erhoben; Umstände und Verhältnisse haben ihn nicht zu dem gemacht, der er geworden ist;“ und er ist unsrer Bewunderung, unsrer innigsten Verehrung würdiger, als jener, den seine angeerbte Niedrigkeit und Armuth nöthigte, Hoheit und Reichthum in sich selbst zu suchen.

Wenn diese Bemerkuugen richtig sind, so mag es immer seyn, daß ich die Abkunft des Mannes, dessen Charakteristik den Inhalt meines Buches ausmacht, schon durch die vorstehende Einleitung verrathen habe. Er wird dann wenigstens meinen Lesern achtungswürdig erscheinen, ehe sie ihn noch genau kennen, wird ihre Herzen schon im Voraus für sich gewinnen, und sie werden seiner zwar nicht abentheuerlichen, aber demohngeachtet nicht ganz uninteressanten Lebensgeschichte gern eine müßige Stunde widmen. Und wer sollte nicht überhaupt des bisherigen Wunder- und Geisterspuks so müde geworden seyn, daß es ihm wohlthun müßte, zur einfachen Natur und dem wirklichen Leben zurückzukehren.

Robert Felser war der einzige Sohn reicher, oder wenigstens von aller Welt für sehr reich gehaltener Eltern; doch theilte noch eine jüngere Schwester mit ihm die großen Ansprüche und An-

wartschaften, mit welchen er in die Welt trat. Eine blühende Handelsstadt, die wir Lusthofen nennen wollen, weil sie wirklich so heißen könnte, wenn sie mit einem bedeutsamen Namen bezeichnet werden sollte, war sein Geburtsort. Der Gott des Wuchers hatte sich hier eine unbeschränkte Alleinherrschaft errungen, und die Musen, denen er blos aus Gefälligkeit einen Aufenthalt zu verstatten schien, waren ihm dienstbar. Wer in Lusthofen etwas gelten wollte, mußte schlechterdings Geld haben, oder wenigstens zu haben scheinen; und daher kam es, daß Viele, die nichts weniger als begütert waren, sich dieses günstige Vorurtheil durch eine kostbare und glänzende Lebensart zu verschaffen suchten. Freylich dauerte dieses Blendwerk nur immer einige Zeit; es wies sich früher oder später aus, daß ihr Flitterschmuck aus fremden Federn bestand, die sie Andern auf eine feine Art ausgerupft hatten, und dann leider! nicht wieder zurückgeben konnten.

Roberts Vater war ein sehr reicher Kaufmann, und seine Mutter folglich eine Dame vom ersten Range. Das Letztere war allgemein anerkannt, und das Erstere konnte eben so wenig bezweifelt werden, denn Felser's machten ein sogenanntes großes Haus; das heißt: sie gaben

Feten und Assembleen, fuhren in eigner Equipage, hatten täglich Engagements, standen auf allen Subscriptionslisten zu Bällen und Lustpartheien; mit einem Worte: sie ließen viel aufgehen. Ihr Inneres entsprach dem Aeußern ganz; er war in einem hohen Grade stolz, und sie, wo möglich, in einem noch höhern — eitel. Die schmeichelhaften Ehrenbezeugungen, welche Felser von allen Seiten erhielt, hatten ihn so weit gebracht, daß er sie zu verdienen glaubte, und er dachte nicht einmal daran, daß man sie blos seinem Gelde, und folglich einem zufälligen Vorzuge seines Ichs erwies, den er unglücklicherweise nicht einmal hatte.

Mehr Ursache hatte Madame Felser, eitel zu seyn; denn sie kannte die Lage ihres Mannes bloß nach dem täuschenden Scheine, den er ihr selbst gab, und wußte nichts von dem beträchtlichen Deficit, das er auf eine geschickte Art zu verbergen wußte; überdieß galt sie für eine vollendete Schönheit, und Alles, was auf guten Ton Anspruch machte, drängte sich zu ihr, um von ihrem feinen Witze und ihrer geistreichen Unterhaltung zu profitiren. Wie hätte sie unter diesen Umständen der Gefahr entgehen können, eitel und eingebildet auf sich selbst zu werden? Frey-

lich war es für eine Mutter nicht anständig, daß sie über den täglichen Zerstreuungen und Lustbarkeiten die Pflichten gegen ihre Kinder vergaß, sie höchstens blos äußerlichen Anstand lehrte, und sich um ihre weit wichtigere moralische Bildung unbekümmert ließ; aber was hätte sie auch an ihre Mutterpflichten erinnern können, da ihr Gemahl eben so wenig an seine Vaterpflicht dachte, welcher er nach seiner Meynung schon dadurch vollkommene Genüge leistete, daß er dem Robert einen eignen Lehrer hielt, und für Jeannetten eine Französin bezahlte.

Madame Felser bemerkte jedoch, als die Kleinen heraufwuchsen, mit Vergnügen, und ihre Freundinnen sagten es oft, ohne zu schmeicheln, daß sie sehr artige, wohlgebildete Kinder habe, und sie entdeckte jezt, daß man nicht blos mit Kleidern, sondern auch mit Kindern Staat machen könne. Aber sie mußten dann freilich mehr Geschmeidigkeit und Politur erhalten, mußten sich durch bessere und elegantere Kleidung vor ihren Gespielen auszeichnen, mußten, so weit es ihr Alter verstattete, in Gesellschaft von Leuten kommen, wo sie guten Ton lernen konnten; denn jezt waren sie nach der Einsicht der geistreichen Mutter noch viel zu natürlich. Sie

fieng daher mit allem Ernst an, für ihre Bildung zu sorgen, und beschäftigte sich sogar selbst mit den Kleinen, wenn sie Zeit hatte. Sie putzte Jeannetten nach ihrem eigenen Geschmacke, und, was noch mehr sagen will, mit ihrer eignen Hand, führte sie oft vor den Spiegel, und machte sie auf ihr blühendes Gesicht, ihren feinen Teint und schlanken Wuchs aufmerksam, um der zärtlichen Ermahnung, sich mit Grazie zu tragen, mehr Gewicht zu geben; erinnerte sie sogar, das Französische recht mit Eifer zu treiben, und sich in der Musik die Fertigkeit zu erwerben, zu welcher sie so glückliche Anlagen habe. Auch waren ihre Bemühungen an Jeannetten nicht fruchtlos. Das eilfjährige Mädchen begriff sehr bald, daß sie schön sey, und daß sie mithin eine Vollkommenheit besitze, die sie nur cultiviren dürfe, um einst eben so, wie ihre Mutter, zu glänzen. Ehe sie noch das sechszehnte Jahr erreicht hatte, war sie dieser ihr vollendetes Abbild, und wußte natürlicherweise eben so wenig von ihrer künftigen Bestimmung, als ihre mütterliche Lehrerin von ihrer jetzigen, war eben so arm an vernünftigen Grundsätzen, als diese.

Desto ungelehriger war der dreyzehnjährige Robert, und es war wirklich nicht Vorliebe für

Jeannetten die Ursache, daß Madame Felser mit seinem Betragen höchst unzufrieden war. Sie konnte freylich selbst nicht viel für die Bildung eines Knaben thun, aber auch das Wenige, was sie thun konnte und wirklich that, war an ihm verlohrne Mühe. Sie versammelte, zum Beyspiel, wöchentlich in ihrem Hause eine sogenannte Kinderassemblee, wo Robert den Maitre de Plaisir machen, die jungen Damen bedienen und die Spielparthieen arrangiren sollte. Aber Niemand war dabey weniger thätig, als Robert. Seine Bücher machten ihm einen angenehmern Zeitvertreib, als das wilde Geräusch, woran er wider seinen Willen theilnehmen mußte; wollte er auch, um seine Gäste zu unterhalten, ihnen etwas aus der Weltgeschichte erzählen, sein kleines Pflanzenkabinet zeigen, oder ein physikalisches Experiment machen, woran er besonderes Vergnügen fand, so gab Niemand Achtung, und das machte ihn verdrüßlich; er ward einsylbig, setzte sich in eine entfernte Ecke des Zimmers, und war herzlich froh, wenn er wieder auf das einsame Zimmer seines Lehrers zurückeilen konnte. Mit gerechtem Unwillen hörte dann immer die Mutter von Jeannetten, daß Robert gar keine Lebensart habe, und verwies ihm seine bäurische Aufführung.

Madame Felser fand es höchst nothwendig, daß die Kinder nun ordentlich tanzen lernten, denn seit ihrem sechsten Jahre hatten sie zwar schon darinn Unterricht gehabt, aber es war damit, wie sich Mad. Felser ausdrückte, nur gespielt worden; jezt sollte ein ernsthafter Anfang gemacht werden. Freylich forderte der italienische Balletmeister, der seine bewunderte Kunst den jungen Felser's mittheilen sollte, für eine Stunde beynahe so viel, als Roberts Lehrer für den ganzen Monat erhielt; auch machte Herr Felser, der seine ökonomischen Umstände am besten kannte, seiner Gemahlin einen sanften Einwand; aber ihre Gegengründe waren unumstößlich, und bewirkten durch ihr eignes Gewicht seine Einwilligung. Jeannette machte dem Balletmeister die Mühe sehr leicht; denn sie lernte wirklich con amore, aber dem Robert wollten die künstlichen Manövers nnd Luftsprünge durchaus nicht in den Kopf, oder vielmehr in die Füße, und als Mad. Felser, die, um selbst zu profitiren, den Unterrichtsstunden meistentheils beywohnte, ihn wegen seiner Ungelehrigkeit ausschalt, so unterstand sich der widerspenstige Knabe sogar, gehorsamst zu bitten, daß man ihn mit dieser Kunst, zu welcher er kein Talent habe,

gütigst verschonen möchte; er wolle dafür in andern Wissenschaften recht fleißig seyn, um seinen guten Eltern einst Freude zu machen. Die Mutter war über diesen Ungehorsam höchst aufgebracht, und ließ augenblicklich Roberts Lehrer rufen, den sie sehr ernstlich erinnerte, daß er dem Jungen nicht mit so viel unnützen Dingen den Kopf anfüllen sollte; denn blos diesen könne man die unbegreifliche Geschmacklosigkeit zuschreiben, die sich in seinem ganzen Betragen äußere. Herr Walther erwiderte, daß ihm sein Gewissen nicht verstatte, Roberts unersättliche Wißbegierde unbefriedigt zu lassen, und ihn von seinem unermüdlichen Fleiße abzuhalten, daß auch Herr Felser selbst ihm aufgetragen habe, Roberten, wo möglich, so weit zu bringen, daß er studiren könne.

„Studiren? — fiel Mad. Felser spöttisch ein — eine sonderbare Laune meines Mannes. Und was soll denn Robert studiren?“

„Er hat vorzügliche Lust zur Arzneykunde, und ich kann hinzusetzen, auch vorzügliches Talent.“

„Mir recht — erwiderte Mad. Felser noch spöttischer — er taugt auch wirklich zu weiter nichts, als zum Studiren. Mir zu gefallen

können Sie aus ihm einen Dorfpfarrer machen; ich werde mir mit dem albernen Jungen weiter keine Mühe geben.“

Die Folge dieser Unterredung war, daß Robert von der Tanzstunde losgesprochen ward, und seinen Fleiß ungehinderter fortsetzen konnte. Wir können nicht gerade bestimmen, ob sich Madame Felser ihrer Thorheit schämte, aber so viel ist gewiß, daß sie von ihrem Manne dringend gebeten ward, Roberten sich selbst zu überlassen, und seine Neigung zu den Wissenschaften nicht zu unterdrücken; er selbst, fügte er hinzu, habe geheime Gründe, Roberten nicht zur Handlung zu appliciren, und bemerke es mit Vergnügen, daß er den Fond seiner Subsistenz in sich selbst trage; die Zeiten wären nicht mehr, wie sonst; der Gewinn stünde mit dem täglichen Aufwande in keinem Verhältnisse, und selbst der reiche Kaufmann könne nicht darauf rechnen, seinen Kindern Schätze zu hinterlassen. Mad. Felser ward einen Augenblick nachdenklich, aber die Modehändlerin brachte so eben eine neue englische Perücke, die jeden ernsthaften Gedanken aus der Seele des entzückten Weibes vertilgte.

Fünf Jahre vergiengen, ohne daß etwas Erhebliches im Felserschen Hause vorfiel.

Robert hatte auf sein eigenes Ansuchen bey dem Vater die Erlaubniß erhalten, nebst dem Privatunterrichte seines Erziehers auch noch eine öffentliche Schule zu besuchen, und er hatte die ihm gegebene Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern, so benützt, daß ihn jetzt seine Lehrer für völlig reif erklärten, die akademischen Hörsäle zu besuchen. Mad. Felser blieb jedoch bey aller seiner zärtlichen Aufmerksamkeit auf ihre Winke kalt und gleichgültig gegen ihn, und ihr Gemahl war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um die Freude zu empfinden, die der Anblick eines so hoffnungsvollen Sohnes einflößen mußte.

Roberts Erzieher, mit dem man immer sehr wohl zufrieden gewesen war, weil er nicht mehr Prätensionen gemacht hatte, als jeder andre Domestik, ward seiner Dienste entlassen, und sah sich genöthigt, sein Unterkommen anderwärts zu suchen. Mit einer Thräne im Auge trennte sich Robert von dem einzigen geliebten Freunde seiner Jugend, dem es wenigstens nie an gutem Willen gefehlt hatte, seinen Zögling zum geschickten und brauchbaren Manne zu bilden, und bedauerte innigst, daß er ihm seine treue Mühe blos mit dieser Thräne belohnen konnte. Robert erwarb sich durch seinen fort-

dauernden Fleiß schon in dem ersten halben Jahre mehr Kenntnisse in seinem Fache, als die meisten Söhne von Familie, und zumal die Lusthofner, während ihrer ganzen akademischen Laufbahn; und so kostbar auch das medicinische Studium ist, so war doch Robert im ganzen Hause derjenige, der seinem Vater am wenigsten kostete. Er sah schon im neunzehnten Jahre ein, daß die täglichen Feste und Lustbarkeiten, wozu er, besonders im Anfange, von seinen Mitstudirenden häufig eingeladen ward, sich mit seinem Berufe und seiner Bestimmung nicht vertrügen; und wenn er ja seinen Vater um Geld bat, so geschah es zur Erlernung einer ihm nöthigen Wissenschaft, oder zur Erkaufung eines nützlichen Buches. Aber auch in diesem Falle that es ihm weh, den geliebten Vater belästigen zu müssen; denn er sah ein, daß der übermäßige Luxus, der in seinem Hause herrschte, auch die ergiebigste Quelle allmählig erschöpfen müsse, und besonders seit einiger Zeit glaubte er Spuren von Unruhe in seinem Gesichte zu lesen, die ihn eine Verlegenheit in Hinsicht seiner ökonomischen Lage fürchten ließ. Hierzu kam noch, daß man in Lusthofen hin und wieder von dem nahen Ausbruch eines großen Falliments sprach, jedoch so versteckt und

geheimnißvoll, daß man kaum muthmaßen konnte, welches von den dasigen Handelshäusern gemeint sey. Auch Robert hörte von dem Gerüchte, und seine Furcht bekam dadurch einen neuen Zuwachs. Zwar fürchtete er nichts für sich selbst, denn er hatte sich ein Capital erworben, das ihm Niemand entreißen konnte, und das ihm wenigstens mit der Zeit die zu einem nothdürftigen Unterhalte erforderlichen Zinsen versprach; aber für sie zitterte er, für die Urheber seines Daseyns, die, wenn seine Muthmaßung eintreffen sollte, sich durch unbesonnene Verschwendung selbst ruinirt hätten, und für seine bedauernswürdige Schwester, die zu allen häuslichen Geschäften untauglich, und schon in ihrem siebzehnten Jahre über alle Beschreibung eitel und sinnlich war.

Beschäftigt mit diesen bangen Vorstellungen, aß er auf seinem Zimmer, und konnte vor Unruhe nicht arbeiten; da trat unvermuthet sein Vater herein. Robert war wie von einem elektrischen Schlage gerührt, und mußte sich Mühe geben, seine Bestürzung zu verbergen.

„Lieber Sohn!“ — redete ihn der Vater an, und zwang sich zu lächeln, denn seine Stirn war finster und zusammengezogen — „Du hast

mir seit geraumer Zeit kein Geld abgefordert, und wirst Mangel leiden; hier sind zwanzig Thaler;“ und mit einem tiefgeholten Seufzer setzte er hinzu: „es ist vielleicht das Letzte, was ich dir geben kann; bald werde ich nichts mehr auf dieser Welt mein nennen können.“

„Doch, mein Vater, — erwiderte Robert gerührt, aber mit Fassung — Sie haben noch einen Sohn, der mit Ihnen dulden und für Sie arbeiten wird.“

„Nein, guter Robert, das sollst du nicht. Geh du nur fort auf dem guten Wege, den du betreten hast, und sey glücklicher als dein Vater.“

Von Schmerz überwältigt, konnte Robert nichts weiter sprechen. In diesem Augenblicke drückte ihn der Vater stürmisch an seine Brust, und eilte so schnell fort, daß Robert nicht Zeit gewann, zu sich selbst zu kommen.

„Sollt' er denn gar nicht zu retten seyn?“ das war sein erster Gedanke, als er nun mit sich selbst und seinem Kummer allein war. Er kannte den Stolz seines Vaters; er fühlte es, wie kränkend ihm die Demüthigungen seyn würden, die ihm bevorstanden, und doch konnte er nichts für ihn thun, mußte ihn ohne Hülfe seinem Schicksale überlassen. O wie gern hätte er alle Schan-

de, die ihn erwartete, auf sich genommen, wenn es möglich gewesen wäre! — „Auch das gehört nicht sein“ — dachte er, als er das Geldpaket wieder erblickte, das er, ohne es selbst zu wissen, auf seinen Schreibtisch gelegt hatte — „was nicht sein war, konnte er mir auch nicht schenken. Wohl! es soll unangetastet liegen bleiben. Der strengste von seinen Gläubigern soll es erhalten. Vielleicht kann der Sohn durch dieses Opfer die Schuld des Vaters mindern, den Hartherzigen vielleicht bewegen, schonender mit dem Unglücklichen zu verfahren.“ —

Seine Mutter, die von dem traurigen Zustande ihres Gatten keine Ahnung hatte, gab an diesem Abende Ball, um Jeannettens Geburtstag zu feiern. Robert war dazu eingeladen worden, hatte aber vor Bestürzung nicht wieder daran gedacht. Jetzt auf einmal ertönte die Musik bis in sein Zimmer, und erschütterte ihn so, daß er einige Minuten betäubt uud besinnungslos da stand. Er glaubte Todtenglocken zu hören, die seinem Vater galten. Hinzugehen und an einer Fröhlichkeit Theil zu nehmen, der sein Herz widerstand, war ihm unmöglich, und gleichwohl konnte er sich nicht weigern, zu erscheinen, wenn er auf den Befehl seiner Mutter ge-

rufen ward. Er sah jetzt im Geiste, wie Mutter und Tochter mit ihrem geborgten Glanze prahlten, und im Taumel üppiger Tänze nichts von dem fürchterlichen Wetter träumten, das sie bedrohte, indeß der arme Vater mit blutendem Herzen Frohsinn heuchelte; er sah das eitle, verblendete Weib, das die Schwäche ihres Gatten gemißbraucht und ihn von einer Thorheit zur andern fortgerissen hatte, bis er so tief gesunken war, daß er sich nicht wieder emporhelfen konnte; er sah sich selbst in seiner nicht zu verbergenden Unruhe, und glaubte in jedem seiner Blicke einen unbescheidenen Vorwurf für die Mutter, ein verrätherisches Zeugniß gegen den Vater zu lesen, und diese Vorstellungen bestärkten ihn in seinem Entschlusse, Jeannettens Geburtstag nicht so zu feiern, wie es die Mutter veranstaltet hatte. Er verließ, um einer Erinnerung auszuweichen, plötzlich sein Zimmer, und brachte den Abend bey einem Freunde zu, einem armen Jünglinge, den er wegen seines Fleißes und seiner Rechtschaffenheit schätzte, ob er sich gleich blos dem Berufe eines Landpredigers gewidmet hatte.

Die Unterhaltung mit diesem gebildeten Jünglinge heiterte Roberten mehr auf, als es bey seiner jetzigen Stimmung das rauschende

Getümmel, dem er entflohen war, vermocht hätte. Er kam später, als gewöhnlich, zurück, aber immer noch zu früh, um nicht aufs neue durch die starke Beleuchtung seines Hauses und die schmetternden Instrumente in Wehmuth zu versinken. Eine Domestike brachte ihm die Nachricht entgegen, daß Madame äußerst aufgebracht über sein Außenbleiben sey, da zumal der Herr plötzlich unpaß geworden sey, und an dem Balle keinen Antheil habe nehmen können.

„Mein Vater krank? — erwiderte Robert heftig — und dennoch Ball?“

„Sie sollten nur noch erscheinen, sobald Sie nach Hause kämen, trug mir Madame auf, Ihnen zu sagen.“

„Mein Vater krank!“ — wiederholte Robert, ohne auf die geschwätzige Domestike zu hören — Ich muß ihn noch sehen.“

„Er habe sich schon zur Ruhe gelegt,“ war die Antwort.

„Zur Ruhe? Bey diesem Geräusch?“

Es war nicht vorsetzlicher Ungehorsam gegen den mütterlichen Befehl, sondern unüberwindlicher Widerwille gegen rauschendes Vergnügen bey dem jetzigen zwiefachen Leiden seines Vaters, was ihn bestimmte, nicht in den Ballsaal, son-

dern auf sein einsames Zimmer zu gehen. Die Unpäßlichkeit seines Vaters schien ihm eine natürliche Folge seiner zerstörten Gemüthsruhe. „Vielleicht aber auch schützte er blos Uebelbefinden vor, um sich dem Schwarme der Gesellschaft zu entziehen. Wie konnte er auch in seiner jetzigen Lage für solchen Genuß gestimmt seyn?“

Voll banger Besorgniß legte sich Robert nieder, konnte aber eben so wenig vor Unruhe schlafen, als wegen des Lärms, der bis gegen Anbruch des Morgens fortdauerte.

Robert war schon aufgestanden und so eben im Begriff, seinen Vater zu besuchen, als plötzlich auf dem Vorsaale das Geschrey erscholl: Um Gottes willen zu Hülfe! der Herr ist todt. — Athemlos vor Schrecken stürzte Robert aus seinem Zimmer durch die Bedienten hindurch, die gleich Wahnsinnigen gegen einander liefen und die Hände rangen. Der erste Anblick seines entseelten Vaters zeigte ihm, daß hier alle Hülfe vergebens sey. Aufgeschwollen und mit verzogenem Gesichte lag er in seiner ganzen gestrigen Kleidung auf dem Bette, und ließ dem zurückschaudernden Sohne keinen Zweifel übrig, daß er auf eine gewaltsame Art sein Leben verkürzt habe. Dennoch behielt Robert in seinem unnennba-

ren Schmerze noch so viel Besonnenheit, um den herbeygelaufenen Umstehenden seine schreckliche Entdeckung zu verschweigen, und die augenscheinlichen Wirkungen des Gifts einem apoplektischen Zufalle zuzuschreiben. Jetzt kamen auch Mutter und Tochter herbeygeeilt; die Erstere fiel augenblicklich mit der ihr eignen Grazie in Ohnmacht, und die Letztere konnte nicht begreifen, daß der Vater wirklich todt sey. Noch war Alles in der größten Bestürzung und Verwirrung, als zwey Gerichtspersonen ins Haus traten, um seinem Besitzer, der es im eigentlichsten Sinne nicht mehr war, Wechselarrest anzukündigen. Robert, dem diese Erscheinung nicht unvermuthet kam, und der sich überhaupt nie auf ein großes Erbtheil Rechnung gemacht hatte, blieb dabey ganz ruhig, und wies die Diener der Themis mit einem Rechtsgrunde ab, gegen den sich nichts einwenden ließ; aber auf Mad. Felser wirkte dieser neue und ihr ganz unerwartete Schlag so stark, daß sie von ihrer Ohnmacht wieder auflebte, ehe noch Jeannette die herbeygeholten Odeurs applicirte.

Wer den Gang der Rechte kennt, wird sich nicht wundern, daß nach einigen Stunden das Comptoir und Alles, was im Felserschen

Hause einigen Werth hatte, verschlossen und versiegelt war. Mad. Felser wollte verzweifeln, und Jeannette wahnsinnig werden. Der Verlust eines Gatten und Vaters war zu ertragen; aber mit ihm zugleich die für unerschöpflich gehaltene Quelle des Prunks und Wohllebens versiegen zu sehen, das war unerträglich. Nur Robert blieb gesetzt, und öffnete selbst den obrigkeitlichen Personen bey der Versiegelung alle Gemächer und Behältnisse, um das ganze Eigenthum seines Vaters denen zu überlassen, die ein gegründeteres Recht darauf hatten, als seine Hinterlassenen. Diese nach Madame Felsers Meynung sehr einfältige Gewissenhaftigkeit ihres Sohnes brachte sie um den letzten Rest ihrer Fassung, und sie unterließ nicht, sobald sie mit ihm allein war, ihm darüber die bittersten Vorwürfe zu machen. Sein Innerstes empörte sich bey den Schmähungen, die sie über ihn ausschüttete; aber „es ist meine Mutter, dachte er, und ihr Unglück verdient Schonung. — Ich habe gethan, was ich mußte; verzeihen Sie mir;“ das war seine ganze Antwort, und schweigend verließ er sie.

Ohngeachtet Roberts Vorsicht war es dennoch den zahlreichen Domestiken im Felserschen

Hause kein Geheimniß geblieben, daß sein Vater auf eine unnatürliche Art aus der Welt gegangen sey; er bemerkte es an ihrem geheimen Flüstern und Aechzen, das einem Verdammungsurtheile ähnlicher war, als einer Regung des Mitleids. Kindliche Achtung gebot ihm, wenigstens noch so viel von der Ehre seines Vaters zu retten, als in seinen Kräften stand; und da er den Eigennutz dieser Menschen kannte, so säumte er keinen Augenblick, ihre Verschwiegenheit zu erkaufen. Er vertheilte unter sie das ganze letzte Geschenk seines Vaters, das er ohnedem nicht für seinen eignen Gebrauch bestimmt hatte, und bat sie mit Thränen, nichts von dem laut werden zu lassen, was sie von ihrem verstorbenen Herrn und der Ursache seines plötzlichen Todes muthmaßten. Aber auch diese Aufopferung — denn das war sie wirklich in seiner jetzigen Lage — war vergebens. Jeder im Hause hatte seinen Vertrauten, dem er das Geheimniß unter dem Siegel der Verschwiegenheit mittheilte, und ehe noch der Abend kam, war es stadtkundig, daß der große, stolze und für unermeßlich reich gehaltene Felser Banquerout gemacht, und, um der Schande zu entgehen, sich selbst in die andere Welt befördert habe.

Dieser traurige Ausgang einer luxuriösen Lebensart machte in Lusthofen gewaltiges Aufsehen. Selbst diejenigen, die an Felser's Tafel geschmaußt und gezecht hatten, lästerten auf den Unglücklichen, und ließen über ihn ein unbarmherziges Gericht ergehen. Sein Begräbniß war daher nicht bloß einfach und prunklos, wie es die eingetretenen Umstände mit sich brachten, sondern wirklich im höchsten Grade armselig. Ein einziger Freund begleitete ihn zu seiner Ruhestätte, und dieser einzige war — sein Sohn. Mutter und Tochter waren, um sich zu zerstreuen, aufs Land gefahren. Die Welt, wie sie ist, fand das Letztere weit anständiger, als das Erstere, und man machte es Roberten sogar zur Sünde, daß er einem solchen Vater eine so unverdiente Ehre erzeigt habe. Ja, es fehlte nicht an hämischen Auslegern, die daraus folgerten, Robert möge wohl von seinem Vater noch bey Lebzeiten gut bedacht worden seyn; zumal, da man wissen wollte, er habe unter die Domestiken ansehnliche Geschenke ausgetheilt, um ihre Zungen zu binden. Diese doppelte aus dem edlen Gefühle kindlicher Pflicht entsprungene Handlung zog Roberten einen Verdacht zu, der für ihn eben so kränkend als nachtheilig war, und in der Folge eine Haupt-

ursache ward, daß seine gerechten Ansprüche auf Mitleid und Unterstützung, die er mit jedem Dürftigen gemein hatte, nicht einmal anerkannt, geschweige befriedigt wurden.

Die Gläubiger des verstorbenen Felser strömten jetzt von allen Orten mit dokumentirten Forderungen herbey, und es wies sich aus, daß der Bestand seines hinterlassenen Vermögens nicht die Hälfte der ungeheuren Summe betrug, die davon bezahlt werden sollte. Mad. Felser behielt wenigstens noch etwas; denn sie hatte ihrem Manne ein Capital von zwölftausend Thalern eingebracht, das sie mit Hülfe eines geschickten Rechtsgelehrten rettete, ob es gleich völlig erweislich war, daß sie nicht blos an der Verschwendung ihres Gatten Theil genommen, sondern ihn selbst dazu verleitet hatte. Aber Robert ward im eigentlichsten Sinne bettelarm; selbst die Kleidungsstücke seines Vaters, die ihm, als dem einzigen männlichen Erben, ausschließlich gehörten, wurden sub hasta verkauft, und der Jüngling, der im Ueberfluß und Wohlleben aufgewachsen war, sah sich jetzt, vertrieben aus dem väterlichen Hause, genöthigt, ein Obdach zu suchen.

Aber er hatte ja noch eine Mutter, die,

wenn sie auch nicht reich war, doch zum wenigsten ihre Kinder mit dem nothdürftigsten Unterhalte versorgen konnte? Doch wie hätte sie dann mit ihrer geliebten und verzärtelten Jeannette standesmäßig fortleben können, wenn sie einen Theil ihrer Einkünfte für Roberten hätte aufwenden sollen? Er hatte, wie Mad. Felser urtheilte, schon dem Vater genug gekostet, und konnte nunmehr für sich selbst sorgen.

„Es ist unbegreiflich, — sagte sie eines Tages zu ihrem Sohne — wie dein Vater so ganz herunterkommen konnte. Das Studiren muß doch auf jeden Fall eine sehr theure Sache seyn. Hätte Roberten nicht der Gelehrte im Kopfe gesteckt, so könnte Alles ganz anders seyn.“

„Gute Mutter! — erwiderte Robert — Sie scheinen vergessen zu haben, daß meine Neigung dem Wunsche meines Vaters entsprach, und er billigte sie ohne Zweifel darum, weil er seine Umstände kannte, weil er wußte, daß er mir kein Geld hinterlassen konnte. Ich weiß, daß Sie einst mit meiner gewählten Lebensart unzufrieden waren; aber bey der jetzigen traurigen Catastrophe unsers Schicksals sollte es Ihnen ja wohl zur Beruhigung gereichen, daß ich auch ohne Geld in der Welt mein Fortkommen finden kann.“

„Das wird für dich ein Glück seyn, antwortete Mad. Felser, und ich werde dich keinesweges hindern, damit einen Versuch zu machen. Du weißt, daß wir dieses Haus verlassen müssen, und in meiner künftigen Wohnung, die ich von meinem kleinen Vermögen bezahlen muß, ist blos für mich und Jeannetten Platz. Daß du übrigens als ein Mensch von zwanzig Jahren dir selbst dein Brod wirst verdienen können, bezweifle ich keinen Augenblick, und du wirst es selbst billig finden, mich der Sorge für deinen Unterhalt zu überheben, da ich deine Schwester ernähren muß, die im Verhältniß mit dem, was deine Erziehung gekostet hat, offenbar verkürzt worden ist. Willst du jedoch dann und wann mit meinem schlechten Tische vorlieb nehmen, so wirst du mir willkommen seyn."

„Meine Mutter, Sie wollen mich verstossen?" Das war Alles, was der gekränkte Robert der unwürdigen Mutter eines solchen Sohnes zu erwidern vermochte. Er stockte, und wollte noch etwas hinzufügen, aber Thränen erstickten seine Worte.

„Du wirst unmöglich fordern können, fuhr Mad. Felser fort, daß ich mich um deinetwillen selbst aufopfern soll. Dieses arme Geschöpf —

auf Jeannetten zeigend — ist meiner Fürsorge bedürftiger, als du. Bey deiner beyspiellosen Rechtschaffenheit, die den Zerstöhrern unsers Glücks selbst die Schränke und Kisten öffnete, kann es dir ja in der Welt gar nicht fehlen. Solltest du jedoch früher oder später erfahren, daß man auch die Ehrlichkeit zu weit treiben kann, so wirst du vielleicht über einen freundschaftlichen Verweis deiner Mutter, die wenigstens schon ihres Alters halber mehr Erfahrung hat, als du, nicht mehr so unwillig seyn, als jetzt.“

Darauf antwortete Robert zwar bescheiden, aber mit dem lebhaften Gefühle seiner Würde: „Ich gehorche willig Ihrem Befehle, auch wenn er mich elend macht. Wenn Sie fest überzeugt sind, daß ich meinen Vater ruinirte und zu dem verzweifelnden Schritte brachte, gegen welchen sich die Natur empört; wenn Ihnen Ihr Gewissen bezeugt, daß Sie nichts zu der Verschwendung beytrugen, welche Ihnen das gehoffte Erbtheil entrissen und mich zum Bettler gemacht hat; wenn Sie einen statthaften Grund zu der Behauptung haben, daß meine Schwester weniger Antheil an der Verarmung meines Vaters habe, als ich, so handeln Sie gerecht, wenn Sie mich in die Welt hinausstoßen, und hülflos meinem

Schicksale überlassen. Ich habe freylich jetzt noch nicht so viel gelernt, um mich selbst von meinem Fleiße ernähren zu können; aber ich habe noch einen Vater, einen großen und gütigen Vater, der die Vögel des Himmels ernährt, und die Blumen auf dem Felde kleidet. Ihm vertraue ich, daß er mir Mittel zeigen wird, mich vor Hunger und Blöße zu schützen. Wenn Sie jedoch bey ruhigerm Nachdenken finden sollten, daß ich schuldloser noch an meines Vaters Verfall bin, als dieser leblose Diamant, der an Ihrem Finger prahlt; wenn Sie vielleicht jetzt schon fühlen sollten, was Sie sich selbst nicht gestehen wollen, und was kindliche Ehrerbietung Ihnen zu sagen verbietet; und wenn Sie es demohngeachtet ertragen können, daß ich allein büße, was die Schwäche meines Vaters verbrochen hat: so werd' ich dennoch nie vergessen, daß mich Kindespflicht an Sie kettet; und wenn mein Schicksal eine günstige Wendung nimmt; wenn einst Geschicklichkeit und Fleiß mir ein hinlängliches Auskommen verschaffen, so wird mich Dankbarkeit antreiben, auch Ihre Lage nach dem Maaße meiner Kräfte zu verbessern."

„Ich fürchte nicht, daß wir jemals genöthigt seyn werden, von deiner Gnade zu leben, ant-

wortete Mad. Felser. Uebrigens hast du jetzt den Vortheil, daß du dich ganz nach deinem Gefallen einrichten kannst, ohne an Familienverhältnisse gebunden zu seyn, die du von jeher nicht geliebt hast, und dein Vater wird schon dafür gesorgt haben, daß du nicht Mangel leiden darfst.“

Robert verstand diese beissende Anspielung seiner Mutter, und weil er fühlte, daß er Mensch war, so verließ er sie mit dem nochmaligen, aber jetzt im Tone des beleidigten Ehrgefühls ausgesprochenen: Ich gehorche.

Wenn wir unsern Lesern sagen, daß Mad. Felser wirklich in der Meynung stand, die man ihr zugeflüstert hatte, ihr unglücklicher Gemahl habe Roberten noch vor seinem Ausgange aus der Welt heimlich, und wie sie aus dem schlechten Zustande der Casse mit Recht zu schließen glaubte, ansehnlich bedacht, so wird man sich noch leichter ihre unnatürliche Härte gegen einen Sohn erklären können, den sie schon um seines dem ihrigen ganz entgegengesetzten Charakters willen nicht lieben konnte. Ihre Grausamkeit war nach den moralischen Prinzipien, die bey ihr galten, bloße Gerechtigkeit, und das Urtheil der Leute mußte schon ihrer ökonomischen Umstände wegen für sie billigend ausfallen, wenn man auch nicht wußte,

daß es ein so unartiger und widerspenstiger Sohn sey, den sie von sich entfernt habe.

Was sollte nun Robert in seiner jetzigen Lage thun? Es fehlte ihm nicht an reichen Verwandten von der Seite seines Vaters, aber alle hatten in dem Felserschen Bangueroute so ansehnlich verlohren, daß er es nicht wagen konnte, sie um Unterstützung anzusprechen; auch hielt er es aus diesem Grunde für unanständig, sie zu belästigen, und er entschloß sich daher lieber, den Stof seiner künftigen Subsistenz in sich selbst zu suchen. Gleichwohl sah er nicht ein, wie er es anfangen sollte; seine Baarschaft war so klein, daß er sich nicht über eine Woche lang davon ernähren konnte, und wie sollte es mit seinem Studiren werden, wenn er nicht mehr vermögend war, den erforderlichen Unterricht zu bezahlen?

Er hatte nur einen einzigen Freund, dem er seine Verlegenheit anvertrauen konnte, ohne einen Mißbrauch seines Zutrauens fürchten zu dürfen; den nehmlichen, bey welchem er, wie sich unsere Leser noch erinnern, den letzten festlichen Abend im Felserschen Hause zubrachte, seinen braven Meier, der sein ganzes Herz mit ihm theilte, und ihm jetzt selbst die Gelegenheit, sich zu entdecken, entgegenbrachte.

„Sie sind mein Wohlthäter, sagte Meier zu ihm auf einem einsamen Spatziergange; Sie gaben mir manchen Groschen zu Brod, wenn ich hungerte und nicht wußte, wovon ich mich den herbeynahenden Mittag sättigen sollte; Sie verschafften mir durch Ihre vornehmen Verbindungen Arbeit, die ich jetzt nicht einmal mehr verrichten kann, seitdem ich ebenfalls durch Ihre Bemühung Informationen erhalten habe, deren Ertrag für einen Sparsamen zureicht. Wenn Sie jetzt meinen Dank annehmen, wenn Sie mit mir theilen wollten, wie Sie einst mit mir theilten!

„Ihr sauer erworbenes Brod? erwiederte Felser gerührt. Nein, wackrer Freund, das Wenige, das Sie von mir empfiengen, gab ich Ihnen von meinem Ueberflusse; dafür kann ich jetzt unmöglich Ihre Armuth berauben. Doch, Sie sprachen von Arbeiten, die Sie jetzt nicht mehr verrichten könnten. Welche meynen Sie da?

Meier. Das Notenschreiben, wozu Sie mich anfangs in Ihrer Familie empfahlen, und worauf ich seitdem eine Menge Bestellungen erhalten habe, die ich von nun an werde abweisen müssen, weil mich die doppelte Erwerbsarbeit an

der gehörigen Vorbereitung auf meinen künftigen Beruf hindert.

Robert. Wollen Sie mir von diesen Arbeiten ablassen, was Sie selbst nicht bestreiten können?

Meier. Ich bitte Sie, Freund, ein so mühseliges Geschäft wollen Sie übernehmen?

Robert. Ich bin noch dreister. Wollen Sie mich für den halben Zins, den ich redlich zu verdienen suchen werde, mit in Ihr kleines Zimmer aufnehmen? Sie würden sich freylich etwas eng behelfen müssen. Aber ich will mich einschränken, so sehr ich nur kann, um Ihnen nicht lästig zu werden.

Der erschütterte Jüngling fiel Roberten schluchzend um den Hals: Armer Freund, mein Leben könnt' ich für Sie aufopfern. Morgen, heute noch steht Ihnen meine Wohnung offen, und Alles, was darinn mein ist. Aber seyn Sie auch gerecht gegen sich selbst, und stehen Sie von einer Beschäftigung ab, die Ihren Geist niederdrücken würde. Ich bin für eine niedrigere Sphäre gebohren; lassen Sie mich so lange für Sie arbeiten, bis Sie im Stande seyn werden, mich dafür zu belohnen, wenn Sie nun schlech-

terdings keinen verdienten Dank von mir annehmen wollen.

Robert. Den hab' ich in Ihrem Herzen gefunden. Mehr zu geben, wäre in Ihren Umständen Aufopferung, und es anzunehmen, von meiner Seite niedriger Eigennutz. Wer bürgt mir dafür, daß ich Ihnen je werde vergelten können? Und über das Alles ist ja das Notenschreiben keine so unendle Beschäftigung. Auch Rousseau ernährte sich eine Zeitlang damit, und sein Geist ward dadurch keineswegs niedergedrückt. Lassen Sie mir immer die kleine Eitelkeit, mich von meinem Verdienste zu ernähren. Oder fürchten Sie vielleicht, daß ich zu der Arbeit nicht taugen werde? O! ich will mir gewiß Mühe geben, recht gut zu schreiben, damit ich Sie und zugleich mich selbst bey Credit erhalte.

Meier (mit inniger Bewegung). Gut, ich widerspreche Ihnen nicht weiter, um Sie nicht unwillig zn machen. Aber, wenn es Ihnen bisweilen an Verdienst fehlt, dann wenigstens verschmähen Sie nicht den guten Willen Ihres Freundes.

Robert. Ja, Freund, wenn es mir an nothdürftiger Nahrung mangelt, dann eß' ich mit Ihnen.

Meier (beruhigter). Und wohnen bey mir?

Robert. Morgen zieh' ich ein.

Meier. O wie glücklich machen Sie mich! Ich bin auf einmal reich geworden.

Robert. Braver Mensch, von diesem Augenblicke an bist du mein Bruder; der Erste und Einzige, den ich dieser Vertraulichkeit werth fand. Laß uns hier unter Gottes freyem Himmel den heiligen Bund beschwören, der unsere Herzen für die Ewigkeit verketten soll.

Meier. Ich bin vater- und mutterlos, aber Gott hat mir einen Freund gegeben, der mir Alles ersetzt. Jetzt bin ich mit meinem Schicksale ausgesöhnt.

Eine feurige Umarmung versiegelte ihren Bund, und Robert sah erheitert in die aufblühende Schöpfung, deren Schönheit er vorhin in seinem bangen Kummer nicht empfunden hatte.

Am folgenden Tage nahm Robert von seiner Mutter Abschied, die es, wie sie wenigstens vorgab, sehr bedauerte, daß sie ihm zu seinem neuen Etablissement nichts, als ihre mütterlichen Glückwünsche mitgeben könne. „Ich schlief einst unter Ihrem Herzen, sagte Robert, und erhielt die erste Nahrung von Ihrem Blute; wie

viel habe ich Ihnen schon darum zu verdanken! Möge das meine begünstigtere Schwester immer so erkennen, wie ich! Möge Sie Ihnen so dankbar seyn, wie sie es Ihrer so auszeichnenden Fürsorge schuldig ist! Ich verlasse Sie ohne Groll und Bitterkeit. Leben Sie wohl, und lassen Sie, wenn es möglich ist, den letzten Rest Ihres Unwillens über mich in diesem Hause, das Sie bald auch verlassen müssen, zurück. Auch dir, liebe Jeannette, wünschte ich werth zu bleiben. In den Tagen der schuldlosen Kindheit spielten wir oft zusammen, und waren glücklich. Noch immer lieb' ich dich herzlich, und es würde mir um dich bange seyn, wenn ich dich nicht unter der Aufsicht einer verständigen und erfahrnen Führerin wüßte. Du bist schön und gefällig; (sie zärtlich bey der Hand fassend) wache über dein Herz."

Jeannette schien gerührt, und war es vielleicht wirklich, denn es zeigten sich noch bisweilen bey ihr Spuren von natürlicher Güte. „Es thut mir leid, sagte sie ganz ungekünstelt, daß du fortziehst. Besuch' uns recht oft, wenn es die Mutter erlaubt."

Mad. Felser drückte jetzt ganz a tempo das Schnupftuch in ihre trockenen Augen, und

mit einem schmelzenden „Adieu, mon fils!“ entließ sie ihn.

„Nun, da bin ich, — sagte Felser, als er mit seinen Habseligkeiten in Meiers Wohnung ankam — ich denke, wir wollen recht friedlich mit einander leben.“

„Gewiß, gewiß — erwiderte Meier — und ich denke, auch zufrieden. Siehst du, dort liegt schon Arbeit für dich. Aber es ist viel, eine ganze Oper, und eine zweyte soll nachfolgen, wenn diese fertig ist. Wirst du nicht die Geduld verlieren?“

Robert. Hast du sie damals verloren, als du dir noch dein Brod so verdienen mußtest?

Meier. Das durft' ich nicht, aber es schmerzte mich doch manchmal, wenn ich eine Stunde, worinn ich etwas Wichtiges hätte lernen können, darüber versäumen mußte.

Robert ward auf einige Sekunden still, und warf einen sehnsuchtsvollen Blick auf seine Bücher; aber bald faßte er sich wieder, und sagte: Ich habe in meiner Eltern Hause lange essen, oft spielen, tanzen, und an mancher Landparthie Theil nehmen müssen. Das ist nun vorbey, und ich gewinne jetzt viel Zeit. Wenn ich nun dann auch täglich sechs bis acht Stunden fürs Brod

arbeiten muß, so behalte ich immer noch mehr Muse zu meinem Studiren, als ich sonst hatte.

Meier. Aber deine Gesundheit?

Robert. Die wird dabey nicht leiden, denn ich werde jetzt mäßiger leben, und mithin weniger zu verdauen brauchen, als sonst; und wenn die Witterung günstig ist, so gehen wir auch manchmal zusammen ein Stündchen ins Freye. Ich studire ja die Arzneywissenschaft, und werde gewiß in der Diätetik nicht zurückbleiben.

Meier bewunderte Roberts Stärke desto mehr, je größer der Abstand seiner bisherigen Lebensart von seiner nunmehrigen war. Er selbst hatte sich von Kindheit auf dürftig und kümmerlich behelfen müssen, und kannte hundert Bedürfnisse nicht, welche Robert schon frühzeitig hatte kennen lernen, und welchen er jetzt, als ein zwanzigjähriger Jüngling, auf einmal entsagen mußte. — Aber wird er auch diese Resignation für die Dauer behaupten? Wird er nicht vielleicht ermüden, und über den mechanischen Arbeiten, welchen er sich unterziehen muß, die Ausbildung seines schönen Talents und die Erweiterung seiner wissenschaftlichen Kenntnisse vernachläßigen? So dachte und fürchtete wenigstens sein Freund Meier. Er wußte, wie

schwer es ihm selbst geworden war, bey den mühsamen Beschäftigungen, zu welchen ihn die Bedürfnisse des Augenblicks nöthigten, immer zugleich mit für eine trübe Zukunft zu arbeiten, von welcher es so ungewiß ist, ob sie den ausgestreuten Saamen in einer verhältnißmäßigen Fruchterndte wiedergeben, oder ob nicht vielleicht ein unglückliches Verhängniß den mit Recht gehofften Lohn jugendlicher Thätigkeit vernichten werde. Er sah ferner, wie noch weit schwerer es Felsern bey seinen unvermögenden Umständen fallen würde sich die Rechte zu verschaffen, welche der praktische Arzt zur Ausübung seiner Kunst nicht anders als durch Geld erlangen kann; auch konnte er sich leicht vorstellen, daß sein Freund diese Schwierigkeiten selbst voraussehen würde, und dieß machte ihm für die Erreichung seiner edlern Bestimmung so bange, daß er gern seinen mühsamen Erwerb mit ihm getheilt hätte, um ihn vor der Gefahr des Ermattens und Erkaltens zu sichern, wenn er Roberten, der auf seinem Entschlusse, sich durch eigne Thätigkeit zu ernähren, unerschütterlich beharrte, zur Annahme seiner Wohlthaten hätte bewegen können. Doch Roberts Geist, den die Stürme des Unglücks, so plötzlich sie auf einander folgten, nicht erschüt

tert hatten, war eines solchen Wankelmuths nicht fähig. Wenn die erste Periode seiner neuen Laufbahn die schwerste war, so war sie es auch, wo sich sein Gefühl für Beruf und die Festigkeit seines Willens im auffallendsten Lichte zeigte. Sein immer heiteres Gesicht, das von innerer Zufriedenheit sprach, verrieth nicht im mindesten, daß er noch so wenig an die Anstrengung gewöhnt sey, die in seinem jetzigen Verhältnisse unvermeidlich war, und Roberts guter Humor half sogar bisweilen den Mißmuth seines Freundes verscheuchen.

Das kann der Mensch werden, wenn er sich in sein Schicksal zu finden weiß, und moralischen Werth zum Hauptgegenstande seiner Wünsche und Bemühungen macht. Die lebhafte Vorstellung: es ist Beruf, macht ihm seine Arbeiten leicht, und ein Augenblick der Erhohlung und Ruhe gewährt ihm eben so viel Aufheiterung und Vergnügen, als dem sinnlichen Menschen seine gesuchten Zerstreuungen und abwechselnden Ergötzlichkeiten, unter welchen er sich herumtreibt, um der langen Weile zu entgehen.

Robert hatte nach Verlauf eines halben Jahres in seiner Wissenschaft die beträchtlichsten Fortschritte gemacht, und dabey so viel durch die

Arbeit seiner Hände erworben, daß er seinen Lehrern ihr Honorar und seinem Freunde den Zins auf das künftige halbe Jahr vorausbezahlen konnte. Freylich war es nur einfache und magre Kost, die er mit seinem genügsamen Freunde gemeinschaftlich genoß; auch hatte Robert an jedem Morgen vier bis fünf Stunden früher ausgeschlafen, als es bey den vornehmen Leuten in Lusthofen Sitte ist; aber dennoch behauptete Robert, daß er sich jetzt gesünder befinde, als vormals in dem Hause seiner Eltern, und er versicherte aus medicinischen Gründen, daß Niemand, der vernünftig arbeite, sich zu Tode arbeiten könne. Robert hatte zwar noch in seinem Leben keine Note geschrieben, aber dennoch gelang ihm gleich sein erstes Werk, das er genau nach dem Modell seines Freundes einrichtete, so gut, daß die Dame, für welche es bestimmt war, zwischen seinen und den vorherigen Arbeiten Meier's keinen für den Gebrauch nachtheiligen Unterschied bemerken konnte. Meier wollte Felsern schlechterdings nicht gestatten, die vollendeten Abschriften selbst an die Behörden zu überliefern, und erlangte auch eine Zeitlang von ihm die Erlaubniß, in diesem Geschäfte seine Stelle zu vertreten; aber jetzt auf einmal erklärte Robert,

daß er diese Dienstleistung seines Freundes nicht länger annehmen werde. „Ich bin böse auf mich selbst — sagte er, — daß ich mich von dir habe überreden lassen, meiner Eitelkeit nachzugeben. Wie thöricht ist es, sich seiner Armuth zu schämen, wenn man sie nicht selbst verschuldet hat, und fast sieht es bey mir so aus, wenn ich zu verbergen suche, daß ich mir meinen Unterhalt durch Arbeit verdienen muß. Nein, lieber Meier, ich werde nicht erröthen, wenn man mir ins Auge sieht und spöttisch zu fragen scheint: Ist es mit dem reichen Kaufmannssohne so weit gekommen, daß er sich von Notenschreiben ernähren muß? Ich werde mir dann zurufen: Es ist anständiger, als borgen und Wohlthaten erbetteln, die man nicht erwidern kann. Aber jetzt werde ich wirklich roth, wenn du mir Lohn für Arbeiten bringst, zu welchen ich mich selbst zu bekennen zu eingebildet und stolz war.

Freund, sey schonender gegen dich — erwiderte Meier — die Welt beurtheilt nun einmal den Menschen nach seinem Kleide, und du würdest dich umsonst bemühen, ihr dieses Vorurtheil zu benehmen.

Robert. Das will ich auch nicht, eben weil ich es nicht kann; aber wenn ich mich nach

ihrem Vorurtheile füge, so scheine ich es zu billigen, gebe stillschweigend zu erkennen, daß ich es für eine Schande halte, arm zu seyn und nach Art der Armen, aber auf eine ehrliche Art, sich sein Brod zu erwerben. Du siehst gewiß selbst ein, daß ich Recht habe; laß mir also meinen Willen; ich bin es mir schuldig, jede Schwäche, die mir von meiner Geburt und Erziehung noch anhängt, zu überwinden.

Meier fühlte sich gedrungen, Roberts Grundsätze zu ehren, und von nun an gieng er mit seinen abgeschriebenen Musikalien in die Häuser der vornehmen Lusthofner, die sie verlangt hatten. Freylich waren es für ihn saure Gänge, und sein Gefühl empörte sich wohl manchmal, wenn man ihn, wie einen gewöhnlichen Notenschreiber, vor der Thüre abfertigte; aber es muß so seyn, dachte er; Delikatesse wäre in meiner jetzigen Lage Fehler, und mein innerer Werth, meine wahre Ehre leidet durch diese scheinbare Erniedrigung keinen Eintrag. Auch diente es ihm zu einer großen Erleichterung, daß man ihn in seiner jetzigen Verfassung nirgends zu kennen schien; denn wenn auch dieses geflissentlich fremde Benehmen bey den Meisten mehr aus Verachtung, als aus menschenfreundli-

cher Schonung entsprang, so ersparte es ihm doch manche unangenehme Rückerinnerung und Erklärung, die er besonders um des zweydeutigen Verhältnisses willen, worinn er mit seiner Mutter stand, gern vermied. Freylich wußte Robert nicht, daß sein edles Stillschweigen über diesen Punkt blos dazu diente, einen fast allgemein angenommenen Irrthum zu bestätigen, der, wenn er ihm auch nicht gerade zur Schande gereichte, doch seinen Charakter von einer Seite darstellte, die sich mit Roberts kindlicher Achtung und Bescheidenheit nicht vertrug. Es hieß nehmlich allgemein, der junge Felser habe sich freywillig von seiner Mutter getrennt, weil er sich schon bey des Vaters Leben nicht mit ihr habe vertragen können, und diese Trennung, setzte man noch hinzu, sey nicht eben auf eine friedliche Art vor sich gegangen. Robert habe seiner Mutter ziemlich bittere Vorwürfe gemacht, die sie freylich wohl verdienen möchte, habe ihr die ganze Schuld an dem Unglücke seines Vaters und zugleich dem seinigen zugeschrieben; auch seiner Schwester, die doch eigentlich nichts dafür könne, sey er etwas hart begegnet, und man könne es unter diesen Umständen der Mutter nicht verdenken, daß sie ihn habe von sich

ziehen lassen, und sich weiter nicht um ihn bekümmere. Diese falschen Beschuldigungen eines edlen jungen Mannes schrieben sich noch überdieß aus einer Quelle her, die den Schein der Zuverläßigkeit hatte. Mad. Felser hatte durch ihre zwölftausend Thaler, mit denen sie nicht eben haushälterisch umging, einige Freundinnen, und durch Jeannetten eine noch größere Anzahl von Freunden behalten, die aus Gefälligkeit gegen Mutter und Tochter jene Unwahrheiten geflissentlich verbreiteten, und dadurch einen Schatten auf Roberts Charakter warfen, der ihm nichts weniger als zur Empfehlung gereichte. Mad. Felser war einmal im Rufe einer sehr gebildeten Dame; wie konnte man es Roberten gut heißen, daß er sich gegen eine solche Mutter so unartig aufgeführt hatte?

Auf dringendes Zureden Meiers hatte Robert zu verschiedenenmalen um ein akademisches Benefiz angehalten, dessen er gewiß mehr, als irgend einer, bedürftig war; aber immer wurden ihm Unwürdigere vorgezogen, und in einem Falle wies man ihn sogar mit dem Bescheide zurück: er würde vernünftiger handeln, wenn er sich mit seiner Mutter aussöhnte, die ihn

wohl von ihrem Vermögen so unterstützen könne, daß er nicht nöthig habe, Aermern und Würdigern die für sie bestimmten Wohlthaten wegzunehmen. Robert hatte hier die beste Gelegenheit, einen ihm nachtheiligen Irrthum zu berichtigen, aber es konnte nicht anders, als durch Beschimpfung seiner Mutter geschehen, und dawider sträubte sich sein kindliches Pflichtgefühl. Er erwiderte im Gegentheile, daß es keiner Aussöhnung mit seiner Mutter bedürfe; daß er es aber für billig halte, sie der Sorge für seinen Unterhalt zu überheben, da ihr kleines Vermögen kaum für ihre eigne Subsistenz zureiche, und da sie übrigens noch ein Kind zu erhalten habe, das ihrer Fürsorge bedürftiger sey, als er.

„Nun, das glaube ich wohl, sagte der Professor; ein vernünftiger Kaufmann macht auch nicht banquerout, ohne den Seinigen einen Nothpfennig zurückzulegen.“

Robert ward von diesem Sarkasmus auf einen Augenblick zu Boden gedrückt, aber sein Bewußtseyn erhob ihn wieder, und mit ausdrucksvollem Tone antwortete er: Ich lebte bisher kümmerlich von Notenschreiben; es mag so bleiben; ich werde nie wieder um Wohlthaten

bitten. — Der Professor schwieg, und Robert empfahl sich.

Du übertreibst die Schonung gegen deine Mutter, sagte Meier, als ihm Robert erklärte, wie es zugehe, daß er mit seinem Gesuch abermals durchgefallen sey.

Robert. Man kann die Schonung gegen eine Mutter nie übertreiben.

Meier. Du schadest dir aber dadurch offenbar.

Robert. Und darum, meynst du, soll ich pflichtwidrig handeln?

Meier. Nur die Wahrheit bekennen.

Robert. Das muß man, und das werd' ich immer, wenn es Andern nützt; aber die Menschen, welche die Wahrheit sagen, um blos sich zu nützen, haben in meinen Augen keinen Werth. Kindespflicht gebietet mir, die Fehler meiner Mutter zu verschweigen, auch wenn es mir schadet.

Meier. Du denkst sehr brav; aber wirst du auch dann die Ehre deiner Mutter retten können, wenn die Welt von ihr sagt, daß sie, um ihre glänzende Lebensart fortsetzen zu können, ihre eigne Tochter mißbraucht, sie in die Gesellschaft junger Wüstlinge einführt, die keinen Auf-

wand sparen, um die Rose ihrer Unschuld zu brechen, und über die Gefallene zu triumphiren?

Robert. Was sagst du, Meier? Nein, bey Gott, das ist nicht möglich! So schändlich kann meine Mutter nicht handeln.

Meier. Felsers Nettchen ist die Göttin des Tages. Sie erscheint mit ihrer Mutter an allen öffentlichen Oertern, wo sie von unwürdigen Anbetern umringt ist. Sie erhält und nimmt sogar Geschenke. Das Haus deiner Mutter wird von sogenannten Freunden, die um Jeannetten buhlen, nicht leer.

Robert. Ich kann es kaum glauben.

Meier. Es schmerzt mich, daß ich dir's sagen muß, aber es lag mir schon längst auf dem Herzen, und du mußt es endlich doch erfahren.

Robert. Bald nach der Trennung von meiner Mutter stattete ich ihr einen Besuch ab; sie war kalt gegen mich, und schien mich nicht gern zu sehen. Ich habe sie seitdem nicht wieder belästigt. Aber jetzt will ich hingehen, und meine Schwester retten, wofern sie noch zu retten ist.

Meier. Ich wünsche dir dazu Glück; aber ich fürchte, sie ist schon zu tief gesunken. Ich sah sie vor einigen Tagen; sie hatte sich sehr verändert; ihr sonst so lebhaftes Auge war trübe.

Robert. Schweig! Ich bitte dich. Das neunzehnjährige Mädchen schon ein Opfer der Wollust! Bey Gott! ich kann den Gedanken nicht fassen.

Ein Bedienter trat herein, und fragte, ob hier ein gewisser Felser wohne. Robert antwortete, daß er es selbst sey.

„Der Herr Commerzienrath Tamm wünschte Ihn ein auf paar Worte bey sich zu sehen, und, wo möglich, noch heute.“

Robert versprach zu erscheinen.

Nun, begann Meier, nachdem der Bediente fort war, dein Glück blüht vielleicht, wo du es nicht geglaubt hast. Der Commerzienrath ist ein sehr reicher Mann.

Robert. Und war der Busenfreund meines Vaters.

Meier. Vielleicht unterstützt er dich mit seinem Gelde.

Robert. Das hätte er längst thun können, wenn er gewollt hätte. Ich verlange auch sein Geld nicht; diese Menschen legen immer mit ihren Wohlthaten mehr Lasten auf, als sie hinwegnehmen. Uebrigens hat er, so viel ich weiß, auch in dem unglücklichen Banqueroute meines

Vaters eingebüßt. Nur meine Schwester dauert mich, meine arme verführte Schwester.

Meier. Wenigstens ist sie in großer Gefahr, verführt zu werden, wenn sie es noch nicht ist.

Robert. Ich will sie dem lasterhaften Weibe, das ich meine Mutter nennen muß, aus den Armen reißen. Sie sollte für ihre Unschuld wachen, jede Gefahr sorgsam von ihr entfernen, sie zu einer würdigen Gattin und Mutter bilden, und sie selbst führt das schwache sinnliche Mädchen zur Ausschweifung an, gesellt ihr Menschen zu, die darauf umgehen, ihre Unschuld zu morden. Nein, wenn das Gerücht gegründet ist, wenn meine Mutter in ihrer Eitelkeit, ihrem unmäßigen Hange zu Glanz und Wohlleben so weit ging, ihm Jeannettens Tugend aufzuopfern, so habe ich keine Mutter mehr, so bin ich meiner Kindespflichten entbunden; aber desto strenger will ich meinen Bruderpflichten Genüge leisten, will das gesunkene Mädchen wenigstens vor einem noch tiefern Falle zu bewahren suchen.

Meier. Aber was willst du, was kannst du in deiner jetzigen Lage für sie thun?

Robert. Das weiß ich noch selbst nicht; aber eine höhere Macht, welche die Unschuld be-

schützt, wird mir sie ihren Würgern entreissen helfen.

Robert hätte über diesen Vorstellungen, Besorgnissen und Entwürfen seine Einladung zum Commerzienrath Tamm beynahe vergessen. Meier erinnerte ihn daran mit der Bemerkung, daß man über dem edlen Eifer für das Wohl Andrer nicht die Pflichten gegen sich selbst vernachläßigen müsse. Dieser weise Sittenspruch machte freylich auf Roberts Gemüth wenig Eindruck; denn nach seiner Moral kam erst das Ganze, dann die Einzelnen um ihn her, die seiner Dienstleistungen bedurften, und er selbst ganz zuletzt, und noch überdieß immer mit Hinsicht auf die höhern Zwecke, welche er zu erreichen sich vorgesetzt hatte; indessen war es doch der Höflichkeit gemäß, den Herrn Commerzienrath nicht lange warten zn lassen, zumal, wenn er wirklich eine wohlwollende Absicht hatte, aus welcher er Felsern zu sich beschied. Robert kannte übrigens den Charakter des Mannes, der ihn hatte zu sich rufen lassen, sehr wenig, und konnte daher nicht im Geringsten vorausbestimmen, welcher Behandlung er sich von ihm zu versehen habe. Was die Welt von ihm sagte, war nicht eben sehr einladend; aber Robert hatte schon

als Jüngling erfahren, daß die Welt sehr oft unbesonnen und falsch urtheile, und diese Erfahrung hatte bey ihm ein vernünftiges Mißtrauen in das öffentliche Urtheil bewirkt, wofern es sich nicht auf unläugbare Thatsachen gründete. Er selbst kannte den Commerzienrath blos so, daß er ihn als Knabe bey seinen Eltern oft hatte essen und trinken und mit seinem Vater sehr vertraulich sprechen sehen. Doch war er ihm immer als ein guter und menschenfreundlicher Mann vorgekommen. Robert, der überhaupt gewohnt war, seine Mitmenschen so lange für gut zu halten, bis er vom Gegentheile unwiderlegbare Beweise hatte, wandte diesen seinen Grundsatz auch auf den Commerzienrath an, und erwartete von ihm, wenn auch nicht entgegengebrachte Hülfsleistung, doch wenigstens eine humane Behandlung. In dieser Stimmung verließ Robert seine Wohnung, und begab sich zu dem vornehmen Manne, der wirklich über Roberts Erwarten die Absicht hatte, ihn glücklich zu machen. Nach vorhergegangener Anmeldung trat Robert in das Zimmer des Commerzienraths, den er auf seinem Lehnstuhle sitzend und Tabak rauchend fand. Der Commerzienrath rückte bey Roberts ehrerbietiger Verbeugung und seinem: „Der Herr Com-

merzienrath haben mich rufen lassen; ich erwarte Befehle;" ein wenig die Mütze, blieb sitzen und rauchte fort, und zog stärker, ohne ein Wort zu sprechen. Robert schwieg ebenfalls.

Der Commerzienrath (nach einer Pause). Wart' Er nur ein wenig; die Pfeife ist mir ausgegangen. (Er stand auf, zündete sie an, und setzte sich wieder). Sag' Er mir doch; es geht Ihm wohl sehr schlecht?

Robert (den das gemeine Er, womit er sich in seinem Leben zum erstenmale begrüßen hörte, zwar schmerzte, aber nicht außer Fassung brachte). Ich bin arm, Herr Commerzienrath, und muß mir meinen Unterhalt erwerben, aber das ist vielleicht gut.

Commerzienrath. Ja, ich habe gehört, daß Er sogar Noten für Geld schreibt; da wird nun wohl aus Seinem Studiren nicht viel werden. Das hat aber auch nichts zu bedeuten; die Herren Gelehrten haben ohnedem immer kein Brod.

Robert. Verzeihen Sie, Herr Commerzienrath; ich studire wirklich recht fleißig, ohne jedoch nach Gelehrsamkeit zu streben, die blos glänzt, ohne zu nützen.

Commerzienrath. Und was studirt Er denn eigentlich?

Robert. Die Arzneykunde.

Commerzienrath. Ey, ey, da muß Er ja in Doktorem promoviren, sonst darf Er nicht praktiziren, und das sind Geldsachen; wo will Er denn drey-, vier hundert Thaler hernehmen?

Robert. Aus meinem eignen Mittel freilich nicht, denn mein Vater, das wissen Sie selbst —

Commerzienrath. Gott vergeb' ihm! Der ist als ein ganz schlechter Mann aus der Welt gegangen. Er hat mich auch um tausend Thaler betrogen, und ich bin noch so mit einem blauen Auge davon gekommen. Hätte er mir nicht die Zehntausend, die ich ihm wohlbedächtig aufkündigte, ausgezahlt, so wäre schon ein Jahr früher Lärm geworden. Aber freylich seine eitle, verschwenderische, liederliche Mutter, die hat ihn zum armen Manne gemacht. Er wirds selber am besten wissen; sie hat auch an Ihm schlecht gehandelt.

Robert. Herr Commerzienrath, sie ist denn doch meine Mutter.

Commerzienrath. Eine schöne Mutter, die ihren Sohn aus dem Hause wirft, und ihre

Tochter verkuppelt; es ist abscheulich, was man von dem Weibe hört. Nur Schade um das arme Mädchen, das an Leib und Seele verlohren geht. (Der Commerzienrath ward so heftig, daß er von seinem Lehnstuhle aufstand und die Pfeife weglegte.)

Robert (mit Wärme). Herr Commerzienrath, das Gerücht hat gelogen, wenn es sagte, daß mich meine Mutter aus dem Hause warf, und ich kann ihm daher auch nicht Glauben beymessen, wenn es sagt, daß sie meine Schwester verführe.

Der Commerzienrath (verwundert). Wie? Hat Er sich denn freywillig von Seiner Mutter separirt?

Robert. Nicht ganz aus meinem eignen Antriebe, aber auch nicht gezwungen, am wenigsten auf eine so schimpfliche Art.

Commerzienrath. Ich verstehe Ihn; man muß freylich den guten Namen seiner Eltern retten, so lange es noch geht, und das gereicht Ihm wirklich zur Ehre.

Robert. Seyn Sie versichert, daß es nicht um der Ehre willen geschieht, sondern aus dem reinsten Gefühle dankbarer Achtung, dem nehmlichen Gefühle, welches ich gegen den Mann

hege, der in dem unglücklichen Banqueroute meines Vaters tausend Thaler verlohren hat.

Commerzienrath. (lächelnd). Nun, das ist vergessen; ich wollte Ihm auch darüber keinen Vorwurf machen. Im Gegentheile meyne ich es wirklich recht gut mit Ihm, und bin Willens, Sein Glück zu machen, wenn Er anders meinen Vorschlag annehmen will. Deswegen habe ich Ihn auch zu mir kommen lassen.

Robert. Von meinem Wollen kann in meiner Lage nicht die Rede seyn, und auf Ihrer Seite darf ich keinen Vorschlag erwarten, den ich nicht annehmen könnte. Das wäre Mißtrauen in Ihre Großmuth.

Commerzienrath (die Mütze rückend). Sehr obligirt! Sieht Er, mein lieber Felser, man muß sich freylich über manches wegsetzen lernen, wenn man in der Welt sein Fortkommen finden will. Mit Seinen Studiis kann es nun einmal nicht viel werden; wenn man solche Nebengeschäfte treiben muß, wie Er, um das liebe Brod zu verdienen, da versäumt man viel Zeit, verliert am Ende die Lust, und wenn der junge Herr ausstudirt hat, so ist im Kopfe wenig, und im Beutel gar nichts. Da hält es denn erstaunend schwer, sich zu fixiren, zumal hier, wo die

Gelehrten, und besonders die Aerzte, so sehr über-mengt sind. Ich wünschte daher zu Seinem eignen Besten, Er gäbe das Studiren auf, und nähme etwas Anderes vor, das sich für Seine Umstände besser schickt. (Der Commerzienrath sah Roberten jetzt bedeutend an, und schien von ihm eine Erklärung zu erwarten, allein Robert, der blos auf den Zweck dieses sonderbaren Ansinnens gespannt war, schwieg, und sein vornehmer Patron fuhr fort:) Ich habe durch meine großen Connexionen meinem bisherigen Bedienten zu einer Einnehmerstelle verholfen, die wenigstens jährlich ihre sechshundert Thaler einträgt, und der Mensch hat nun lebenslang sein gemächliches Auskommen. Da ich nun immer bey der Wahl eines solchen Subjekts darauf sehe, daß er etwas in litteris versirt sey, und Er, wie ich glaube, die von mir gewünschten Qualitäten besitzt, so bin ich gesonnen, Ihn in meine Dienste zu nehmen. Er hat bey mir Tisch und Kleidung frey, und monatlich fünf Thaler baaren Gehalt. Führt Er sich gut auf, so kann er nach Verlauf von sechs bis acht Jahren auf eine gute Versorgung rechnen.

Robert (dessen Gesichtsfarbe sich bey diesem entehrenden Antrage veränderte). Herr Com-

merzienrath, Sie wollen vermuthlich mein Ehrgefühl auf die Probe stellen, denn unmöglich können Sie einem jungen Manne, der die Wissenschaften liebt, und bereits drey akademische Jahre zurückgelegt hat, einen so schimpflichen Antrag im Ernste machen.

Der Commerzienrath. Aber, mein Gott! Er ist ja bettelarm.

Robert. So erfahren Sie denn, daß Armuth nicht immer klein und muthlos macht, daß der Geist des Menschen stark genug ist, um sich über sein Schicksal zu erheben, und daß es noch Menschen giebt, die etwas Edleres, als Genuß, zu ihrem Zwecke machen.

Der Commerzienrath (aufgebracht). Ich glaube gar, Er will mir die Moral lesen.

Robert. Herr Commerzienrath, ich bitte Sie jetzt zu bemerken, daß ich nicht Ihr Domestik bin oder werde, daß ich akademischer Bürger bin, und folglich die Höflichkeit, welche ich Ihnen schuldig bin, auch von Ihnen mit vollem Rechte fordern kann.

Der Commerzienrath (verlegen). Ey, ey, Herr Felser, ich hätte Ihnen nicht so viel Empfindlichkeit zugetraut; aber glauben Sie nur, daß ich meine guten Gründe habe, warum ich

junge Leute, die in der Welt noch nichts sind, nicht gern stolz mache.

Robert. Haben Sie sonst noch etwas zu befehlen?

Der Commerzienrath. Ich sehe wohl, daß Sie nicht der Mann sind, der sich befehlen läßt.

Robert. Das haben Sie auch in diesem Falle gewiß selbst nicht gewollt, und wenn Sie es gewollt hätten, so würde Gehorsam von meiner Seite mit der Achtung streiten, die ich mir selbst schuldig bin.

Der Commerzienrath. Wahrhaftig, Sie haben ganz den Geist Ihres Vaters; eben so stolz und unbiegsam, eben so blind für seinen wahren Vortheil war auch er; ich will nur wünschen, daß Sie es mit dieser Denkungsart weiter bringen mögen, als er es, leider! gebracht hat. Seyn Sie indeß versichert, daß ich es gut mit Ihnen gemeynt habe.

Robert. Das wünsche ich um Ihrer selbst willen, und glaube es sogar, wenn ich auch die Art, wie Sie eine gute Absicht auszuführen gedachten, nicht für die anständigste halten kann.

Der Commerzienrath (in Hitze). Herr, bedenken Sie, was Sie sprechen!

Robert. Ich sprach noch selten etwas, ohne es bedacht zu haben. Daß Sie von hundert Wegen, die ihnen offen stehn, mein Glück zu befördern, gerade den Einen wählten, der mich erniedrigt, die Ausbildung meiner Geisteskräfte hindert, und meinen Wirkungskreis beschränkt: dieß, ich kann es nicht läugnen, befremdet mich, und mischt die Gefühle der Dankbarkeit, die ich Ihnen so gern zollen möchte, mit der bittern Wehmuth einer erlittenen Kränkung. Doch, ich verzeihe Ihnen diese, und erbitte mir auch von Ihnen Verzeihung für meine Freymüthigkeit.

Der Commerzienrath. Mir recht! wenn Sie ein besseres Glück zu machen wissen, so will ich Ihnen nicht hinderlich seyn.

Ein reicher Freund des Commerzienraths trat so eben ins Zimmer, und Robert empfahl sich. — Mit trüber Seele kehrte der beleidigte Jüngling in seine stille Wohnung zurück, wo er seinem Freunde klagte, wie unanständig ihn sein vermeynter Gönner behandelt, und welche erniedrigende Zumuthungen er ihm gemacht habe.

Mancher vielleicht, der sich von Geistesgröße ein Ideal gemacht hat, das in der Wirklichkeit nirgends zu finden ist, dürfte Roberten

deshalb schwach und klein schelten, daß er so empfindlich über eine Beleidigung war, die ihm ein eingebildeter Thor zugefügt hätte; aber wenn der edle Mann bey dem Anblicke Anderer, die von eigennützigen Menschen zu Mitteln und Werkzeugen herabgewürdigt werden, sich mit Recht entrüstet fühlt, warum sollte er kalt und gleichgültig bleiben, wenn ihn selbst dieses Schicksal trifft? Es ist bey ihm nicht die Beleidigung seiner Person, sondern die Verletzung der Rechte, die er, als ein Glied des Ganzen, mit den Erhabensten dieser Erde gemein hat, was sein Herz mit Unwillen und Mißmuth erfüllt; es ist bey ihm der Schmerz, welchen überhaupt die Erfahrung erzeugt, daß es Menschen giebt, welche die Würde ihrer Nebenmenschen nicht anerkennen und ehren, sondern sie im Gegentheile als Wesen betrachten, die blos zu ihrem Dienste geschaffen sind. Die eigennützige Absicht des Commerzienraths war in die Augen springend: die vornehmen Lusthofner, bey denen die Sucht nach Glanz und Aufsehen charakteristisch ist, machen gern auch mit ihren Domestiken Figur; Robert war gerade so ein Subjekt, wie es der Commerzienrath zu seinen Geschäften brauchte, und die Armuth des jungen Mannes, glaubte er, könne

ihm keine Wahl übrig lassen, sobald ihm ein so vortheilhafter und mit so frohen Aussichten in die Zukunft verknüpfter Antrag gemacht würde. Diese Erfahrung des niedrigsten Egoismus, der auf bürgerliche Convenienz eben so wenig, als auf Talent und Neigung Rücksicht nahm, würde Roberts Gemüth zu bitterer Wehmuth gestimmt haben, wenn er auch nicht selbst der Gegenstand desselben gewesen wäre. Hierzu kam noch, daß Robert wirklich eine schwache Hoffnung geschöpft hatte, nicht grade, daß der Commerzienrath, wie er sich selbst ausdrückte, sein Glück machen, aber doch wenigstens seine drückende Noth einigermaßen lindern würde. Eine kleine Unterstützung mit Geld wäre für Roberten in seiner jetzigen Lage eine große Wohlthat gewesen; denn er litt wirklich Mangel. Die Lusthofner hatten grade jetzt keine Oper, und es gab daher für den armen Notenschreiber sehr wenig Verdienst. Seine Hoffnung war nun nicht blos niedergeschlagen worden, sondern es war auch noch eine kränkende Beleidigung hinzugekommen, und, was für Roberten das allerschmerzhafteste war, auch der Commerzienrath hatte das Gerücht von Jeannettens zweydeutiger Lebensart bestätigt.

Dieß zusammengenommen wirkte auf Roberts Nervensystem so erschütternd, daß er am folgenden Morgen vor Mattigkeit und Uebelbefinden nicht aufstehen konnte. Meier führte ihm sogleich einen der berühmtesten Aerzte zu, den man in Lusthofen eben so hoch wegen seiner praktischen Kenntnisse, als wegen seiner menschenfreundlichen Uneigennützigkeit verehrte; aber das Gift der Krankheit hatte schon so tief Wurzel gefaßt, daß es der Kunst unmöglich war, einer harten und langwierigen Niederlage vorzubeugen. Robert befand sich einige Wochen hindurch in Lebensgefahr, und sie war ihm selbst nicht verborgen; aber seine Seele blieb heiter auch unter den Schmerzen der Krankheit, und mit bewundernswürdiger Ruhe sahe er dem frühen Grabe entgegen, das ihn bedrohte.

„Freund, sagte er eines Tages zu Meiern, und reichte ihm die matte Hand, als er eine Thräne in seinem Auge bemerkte, — lieber, einziger Freund, sey nicht so traurig! Es ist freylich möglich und sogar wahrscheinlich, daß wir auf einige Zeit von einander getrennt werden; aber unser Bund war ja nicht blos für diese Erde geschlossen. Oder sind wir nicht beyde von unserm unvergänglichen Selbst und einer übersinnlichen

Welt, dem Vaterlande der Geister und auch dem unsrigen, fest überzeugt? Haben wir nicht manchmal mitten unter den Geschäften, Freuden und Sorgen des abwechselnden Lebens ein Sehnen nach Befreyung von den Banden der Sinnlichkeit empfunden? Und wenn wir uns durch redliche Vollbringung unsrer Pflicht und das Bewußtseyn, sie um ihrer selbst willen gethan zu haben, von jenen Fesseln befreyt und in eine übersinnliche Welt erhoben fühlten, wie oft haben wir uns dann gegenseitig das Bewußtseyn unsrer höhern über alle Sinnlichkeit erhabenen Bestimmung mitgetheilt! Laß es uns fest halten, und, was auch kommen möge, ruhig erwarten!“

Erschöpft sank Robert auf sein Lager zurück, und der blutende Schmerz seines Freundes ging in sanfte Wehmuth über. Die Feder beschreibt es nicht, was Meier in diesen leidenvollen Tagen an seinem Freunde that. Seine eignen Gönner wurden auf seinen Fürspruch Roberts Wohlthäter, und er selbst bezahlte von seinem Ersparten die verordneten Arzneyen. Wir können nicht bestimmen, ob Madame Felser von dem Schicksale ihres Sohnes unterrichtet war; wenigstens geschah es nicht durch ihn selbst: denn ohngeachtet ihrer Kälte gegen

ihn fürchtete er doch, sie zu beunruhigen; aber so viel ist gewiß, daß sie erst gegen das Ende der Krankheit sich nach seinem Befinden erkundigen ließ, und ihm einige Erfrischungen schickte.

Nach neun Wochen endlich war Robert durch die geschickte Behandlung des Arztes und Meiers zärtliche Pflege so hergestellt, daß er wieder die freye Luft einathmen durfte. Seine Jugend beschleunigte die Wiederkehr der verlohrnen Kräfte, und in kurzer Zeit war sein Gesicht blühender und sein Auge lebhafter als vorher. Aber mit seiner Gesundheit kehrten auch seine Arbeiten und Sorgen zurück. Er hatte vollauf zu thun, um das Versäumte nachzuholen, und sollte dabey noch seinen Unterhalt erwerben. Aber weit entfernt, sich von diesen Beschwerden abschrecken zu lassen, verdoppelte Robert seinen Eifer, und erfuhr bald zu seinem Vergnügen, daß der Mensch viel vermag, wenn er nur festen Willen und Zutrauen zu sich selbst hat. „Es ist möglich, sagte er bisweilen zu sich selbst, daß ich auf einem leichtern und kürzern Wege zu dem gelangte, was man gemeiniglich Glück nennt, wenn ich meine wissenschaftlichen Beschäftigungen liegen ließe; aber es ist einmal gewählter Beruf, den ich nicht aufgeben kann, ohne selbst

vor meiner Schwäche zu erröthen. Und wie viel Zeit hätte ich verschwendet und verloren, wenn ich jetzt eine andre Lebensart ergriffe, worinn ich von allen mir bis jetzt erworbenen Kenntnissen keinen Gebrauch machen könnte, sie allmählig vergäße, und blos die Rückerinnerung behielte, daß mich die Erlangung derselben einen beträchtlichen Theil meines Lebens kostete. Nein, ich will fortsetzen, was ich angefangen habe, und standhaft aushalten. Schon Mancher, der sich mit mir in gleicher Lage befand, hat sein Schicksal überwunden und sich zum brauchbaren Manne emporgekämpft. Ja, sollte auch alles fehlschlagen, so behalte ich doch das beruhigende Bewußtseyn, daß ich meiner Pflicht treu geblieben bin, und mich geschickt gemacht habe, der Welt zu nützen.“

So dachte Robert; und wer sollte nicht seine Grundsätze ehren? Freylich ist die Anzahl junger Männer, die ihm gleich denken, nicht sehr groß. Bey Vielen, wo nicht bey den Meisten, ist ein bequemes und gemächliches Leben das alleinige Ziel, nach welchem sie trachten. Daher kommt es, daß sie so oft eine Lebensart, welche sie aus eignem freyen Antriebe wählten, ohne Bedenklichkeit wieder aufgeben, und eine

andere ergreifen, durch welche sie schneller zu dem gewünschten Ziele zu gelangen hoffen. Daher treiben sie auch immer Vielerley neben einander, um, wenn das Eine keinen Gewinn bringt, durch das Andre ihr Glück zu machen; und bey dieser Weise bringen sie es in keinem Fache zu einer gewissen Fertigkeit und Stärke, bleiben überall Stümper, und verderben mehr, als sie Gutes stiften. Robert sah ein, wie nachtheilig für das Ganze eine solche Handlungsweise sey, und er hatte zu viel Gemeinsinn, um sich auf diesem Wege einen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft zu erschleichen, dem er auf keinen Fall so gewachsen seyn könnte, als demjenigen, zu welchem er sich bereits Jahre lang mit Ernst und Eifer vorbereitet hatte.

Das Schicksal schien jetzt sogar auf eine für ihn ganz neue und ungewohnte Art mit der verdienten Belohnung seines beharrlichen Fleißes einen Anfang zu machen. Es hatte nemlich eine junge Dame, deren Gemahl ein reicher Banquier war, sich von Roberten einige Claviersonaten abschreiben lassen, für welche Arbeit er ohngefähr einen Thaler verdient hatte. Zu seinem Erstaunen drückte ihm die Dame, als er ihr die Abschrift übergab, zwey Friedrichsd'or in die Hand

bezeugte ihm zugleich ihre lebhafte Freude über seine Genesung, und auf die schmeichelhafteste Art ersuchte sie ihn, diese Kleinigkeit als einen Beweis ihrer Achtung und freundschaftlichen Gesinnung gegen ihn anzunehmen.

„Sie sind eines bessern Schicksals würdig; — sagte sie mit bezauberndem Lächeln — wie gern möchte ich Ihnen thätig zeigen, wie theuer Sie meinem Herzen sind!“

Robert fühlte sich weniger noch durch das Geschenk selbst überrascht, als durch die Manier, mit welcher es ihm dargeboten ward; und sein Dank, so kurz und einfach er war, trug das Gepräge eines gerührten und zu neuer Hoffnung erhobenen Herzens. Die Dame gab ihm wieder einige Arien zum Abschreiben mit, für die er ebenfalls, als er sie gefertigt überbrachte, ein bedeutendes Geschenk erhielt; und unter diesem Vorwande verdienter Belohnung empfing Robert in einem Zeitraume von vier Wochen gegen funfzig Thaler aus den Händen der freygebigen Dame. Jedes neue Geschenk war mit Versicherungen von Achtung, Freundschaft und inniger Theilnahme begleitet, und Robert sah in Madame Blum einen holden Genius, den der Himmel gesandt hatte,

um seine rauhen Pfade zu ebnen und die düstern Nebel seiner Zukunft aufzuhellen.

„Edle Menschenfreundin! womit habe ich diese auszeichnende Güte verdient?“ sagte er eines Tages zu ihr, als sie ihn über die Maße reichlich belohnte.

„Guter Felser,“ erwiderte sie schmeichelnd, und drückte ihm mit Wärme die Hand; für Sie könnte ich noch mehr thun. Möchten Ihnen diese Kleinigkeiten sagen, wie gern ich Ihrem Herzen ein wenig werth seyn möchte!“

„Treffliche Frau,“ antwortete Robert mit Affekt; — wie wäre es möglich, von diesem unvergleichlichen Edelmuthe nicht gerührt zu werden? Gebieten Sie über mich; Sie haben ein Recht auf Alles, was ich vermag.“

Madame Blum reichte ihm schweigend die Hand; er preßte sie feurig an seine Lippen, dankte noch einmal und eilte fort.

Robert verwendete die Geschenke der Madame Blum auf die edelste Art; er vermehrte davon seine medizinische Bibliothek, kaufte sich einige Kleidungsstücke, und bezahlte seinen Lehrern die kleinen Rückstände, welche er bisher von seinem sauern Verdienste nicht hatte erübrigen können. Oft unterhielt Robert seinen Freund

Meier von Madame Blum und ihrer sanften Freundlichkeit, ihrem zuvorkommenden Wohlwollen, und ihrer schönen Art, sich die Herzen verbindlich zu machen.

„Es giebt doch wirklich — sagte er unter andern, als er ein Buch nach Hause brachte, welches er ihrer Wohlthätigkeit verdankte — recht viel gute und gefühlvolle Seelen unter dem weiblichen Geschlechte; warum muß doch gerade die eine unglückliche Ausnahme machen, die meine Mutter ist?“

Meier. Aha! Du sprichst wieder von Madame Blum.

Robert. Ja, Freund, von ihr, die mich mit dem Schicksale ausgesöhnt, und meinen Glauben an die Menschheit gestärkt hat. Mit ihr beschäftigt sich mein ganzes Wesen; der Gedanke an sie erleichtert mir meine Arbeiten, und versüßt mir die Ruhe.

Meier. Freund, du sprichst ja, wie ein Verliebter. Wärst du nicht Felser, so könnt' ich Argwohn schöpfen.

Robert (ernsthaft). Sie ist verheyrathet, und soll einen sehr braven Mann haben.

Meier. Der freylich ziemlich bejahrt ist.

Robert. Du kannst auch bitter seyn; das bemerk' ich jetzt an dir zum erstenmale.

Meier. Nein, gegen dich gewiß nie; aber laß mich aufrichtig reden, dein Enthusiasmus für Madame Blum kommt mir doch ein wenig bedenklich vor. Sie ist schön und jung, und nach deiner eignen Schilderung liebenswürdig. Dein Herz war bisher von Sorgen und Bekümmernissen zu schwer belastet, um sich der Liebe zu öffnen; aber ganz unempfindlich für ihre Freuden ist es gewiß nicht.

Robert. Ja, ich würde lieben können, wenn ich dürfte; ich fühle, daß es noch einen leeren Raum in meinem Herzen giebt, welchen die Freundschaft nicht ausfüllen kann; aber ich fühle auch meine Pflicht, so lange ich noch in meiner jetzigen Lage bleibe, jede Verbindung zu fliehen, die mir einen beträchtlichen Theil meiner Zeit und der Muße rauben würde, die ich der Bildung und Vorbereitung zu meiner künftigen Bestimmung widmen muß. Ich begnüge mich jetzt an einem reizenden Ideale, das ich in der Wirklichkeit vielleicht nie finden werde, und jetzt nicht einmal suchen darf.

Meier. Recht schön, recht brav! Aber, Freund, sind denn unsre Gefühle so von unsrer

Vernunft abhängig, daß wir sie nach unserm Gefallen erwecken und unterdrücken können? Nach meiner Einsicht läßt sich namentlich die Liebe weder verbieten noch befehlen.

Robert. Allerdings mag es Fälle geben, wo das Letztere unmöglich ist; aber das Erstere ist es nie. Der Mensch kann, wenn er will; er ist mächtig genug, um sich selbst zu beherrschen, und sein sinnliches Ich seinem geistigen zu unterwerfen. Meier, ich würde mich selbst verachten, wenn mir Madame Blum mehr als Freundin und Wohlthäterin wäre, wenn ich mehr als dankbare Verehrung für sie hegte, und eine Regung in mir spürte, die bey ihrem Verhältnisse thierischer Begierde ähnlicher wäre, als reiner Liebe.

Meier. Doch, Robert, vergieb mir diesen Einwurf, der kein Verweis für dich seyn soll; doch hast du über deiner angenehmen Bekanntschaft mit Madame Blum sogar die vergessen, die dir einst so sehr am Herzen lag, deine verführte und gefallene Schwester.

Robert. Nein, nicht vergessen; blos vernünftige Bedachtsamkeit hielt mich bis jetzt ab, gegen Mutter und Schwester einen Schritt zu wagen, der für beyde nicht anders als kränkend

seyn könnte, wenn das Gerücht von ihrer zweydeutigen Lebensart ungegründet wäre. Blos dir vergaß ich zu sagen, — aber auch daran hat Madame Blum keinen Antheil — daß ich gleich nach meiner Wiederherstellung bey meiner Mutter war, um ihr für ihre Aufmerksamkeit zu danken. Ich fand sie mit meiner Schwester allein. Jeannette war kränklich, — so hieß es wenigstens — und ich konnte nicht weiter fragen, woher die Blässe ihrer Lippen und die Mattigkeit ihrer Augen herrühre. Hat meine Mutter die Wahrheit geredet, so lebt sie mit Jeannetten sehr eingezogen. Doch sagte sie mit einer Art von Vertraulichkeit, die mir neu war: sie hoffe, meine Schwester bald glücklich zu verheyrathen; indeß, setzte sie hinzu, müsse sie das Nähere noch geheim gehalten. Diese Zurückhaltung war für meine Theilnahme an Jeannettens Schicksale freylich nicht befriedigend; aber die Bescheidenheit verbot mir, auf die Mittheilung ihres Geheimnisses zu dringen. Was konnte ich jetzt thun, da ich zu einem gegründeten Vorwurfe so wenig Veranlassung fand? War Jeannette wirklich krank und vielleicht schuldlos, wie verwundend für ihr Herz hätte es dann seyn müssen, und wie nachtheilig für ihre

Gesundheit werden können, wenn ich ihr gesagt hätte, daß sie in dem ehrenrührigen Rufe einer Buhldirne stehe. Und sollte ich meiner Mutter gerade jetzt, da sie mir selbst einen Aufschluß über die Entstehung des herrschenden Gerüchts entgegenbrachte, sollte ich ihr sagen, daß man sie selbst für die Kupplerin ihrer Tochter ausgebe? Was würde ich damit gewonnen haben, als eine mit Verwünschungen begleitete Zurückweisung einer ungerechten und feindseligen Anklage? Ach! lieber Meier, eine Unbesonnenheit ist das Werk eines Augenblicks, aber es braucht eine lange Zeit, um sie wieder gut zu machen.

Meier. Vergieb mir, Freund, daß ich dir Unrecht that. Wenig junge Männer verbinden mit deinem Feuer auch deine Bedächtigkeit. Aber sie gereicht dir eben so sehr zur Ehre, als jenes.

Robert. Willst du anfangen, zu schmeicheln, und mich eitel zu machen; bald wirst du mir gefährlicher vorkommen, als Madame Blum.

Meier (lächelnd). Wie sich doch dieser geliebte Name in Alles mischt, was du denkest und sprichst!

Robert erschrack jetzt bey der Erinnerung seines Freundes über sich selbst; denn es war

ihm, als habe er ein Geheimniß verrathen, das er auch seinem vertrautesten Freunde verbergen müsse. Mit einer verdächtigen Aengstlichkeit erwiderte er: Nein, Meier, ich liebe sie gewiß nicht, und wenn ich bemerkte, daß sie meinem Herzen gefährlich werden könnte, so würd' ich sie fliehen.

Meier. Sey ruhig, Freund, für dich selbst, wie ich es für dich bin; und ich kann es seyn, weil ich überzeugt bin, daß bey dir die Pflicht auch über die Liebe siegen würde.

Robert blieb jedoch von diesem Augenblicke an unruhig und niedergeschlagen; er konnte sich nicht bergen, daß ihm ein lächelnder Blick der liebenswürdigen Frau mehr Freude mache, als die ansehnlichen Geschenke, die er aus ihren Händen empfieng. Er fühlte in sich ein immer reges Verlangen, sie zu sehen und ihre süsse Zusprache zu hören; und diese Wahrnehmung bestärkte seinen Verdacht gegen sich selbst. „Nein, ich darf sie nicht mehr sehen, — sagte er in einem dieser unruhigen Augenblicke bey sich — sie ist edel und gut, voll Mitgefühl und Wohlwollen; aber sie ist auch schön und reizend, und meiner Sinnlichkeit gefährlich. Liebe zu der Gattin eines An-

dern wäre Verbrechen; und ich bin in Gefahr, mich dessen schuldig zu machen. Wenn ich sie öfterer sähe; wenn ich, bezaubert von ihrer Liebenswürdigkeit, in einer unglücklichen Sekunde mich vergäße und ihr eine strafbare Neigung verriethe; wie niedrig und verächtlich müßte ich dann ihrer reinen Seele erscheinen? Aber kann nicht vielleicht selbst meine Zurückziehung mich bey ihr verdächtig machen? Und ist es nicht Undank, vor einer Wohlthäterin zu fliehen, die mich so zuvorkommend in meiner Hülflosigkeit unterstützte? Wird sie auch meine Uneigennützigkeit, meine freywillige Verzichtleistung auf noch zu empfangende Wohlthaten mit meinem Undanke für schon genossene Gunsterweisungen aussöhnen? Und bin ich nicht ein schwacher, armseliger Mensch, wenn ich fliehen muß, um meine Tugend zu retten, da mir die Vernunft Waffen giebt, die aufwallende Sinnlichkeit zu bekämpfen? Werde ich nicht zufriedner mit mir selbst seyn können, wenn ich das herrliche Weib in ihrer bezaubernden Anmuth fernerhin sehe, mich oft mit ihr unterhalte und den sanften Druck ihrer weichen Hand empfinde, und dennoch stark bleibe, mich von keiner unerlaubten Neigung überwältigen lasse, und die Schönheit ihrer Form über der Schönheit ihres

Herzens nicht achte? Nein, ich will nicht fliehen; ich will kämpfen und siegen.

Es war in der freien Natur, wo Robert dieses Gespräch mit sich selbst hielt, und er hatte sich unvermerkt auf den Weg zu einem benachbarten Dorfe verirrt, das die Lusthofner sehr häufig besuchen. Ein vorbeyrollender Wagen zog seine Aufmerksamkeit auf sich, und mit Bestürzung erblickte er darinn Jeannetten, sie allein an der Seite eines jungen Mannes, der als ein ausschweifender Wollüstling und schlauer Verführer der Unschuld bekannt war. Der feurige Jüngling, der in diesem Augenblicke die Ehre seiner Schwester geschändet und ihre Tugend gemordet sah, konnte sich kaum enthalten, dem Wagen bis an den Ort seiner Bestimmung nachzueilen, sie dem Baron Hohlfeld — so hieß ihr Begleiter — aus den Armen zu reißen, und ihn selbst wegen der seiner Schwester zugefügten Beschimpfung verantwortlich zu machen. Seine Besonnenheit hieß ihn jedoch einen Schritt unterlassen, den der Baron verlachen und seine Schwester als öffentliche und darum unverzeihliche Beleidigung ansehen würde. Aber fest war sein Entschluß, Jeannetten noch an diesem Abende zu sprechen, und ihr den Mann zu schil-

dern, dem sie sich anvertraut habe; ihr freymüthig zu sagen, was die Welt von ihr urtheile, und zugleich seine Mutter an ihre verletzte Pflicht zu erinnern. Er dachte von jetzt an nicht mehr an Madame Blum, denn seine ganze Seele war blos mit Jeannetten beschäftigt. Ihre Kränklichkeit erschien ihm jetzt als eine natürliche Folge ihrer Ausschweifung, und das Vorgeben seiner Mutter von Jeannettens bevorstehender Verheyrathung schien ihm eine listige Erfindung, um sein beobachtendes Auge irre zu führen. Auch war es keineswegen eine erträumte Besorgniß, welche Roberten bis auf sein Zimmer begleitete, und ihm mitten unter seinen Arbeiten, welche er noch an diesem Tage zu verrichten hatte, unaufhörlich vorschwebte. Das eigne Vermögen der Mad. Felser war seit ihres Mannes Tode beträchtlich geschmolzen. An Luxus und Wohlleben gewöhnt, hatte sie mit den Zinsen ihres Capitals nicht ausreichen können, und sie würde schon jetzt haben darben müssen, wenn sie nicht die Kunst verstanden hätte, mit Jeannettens Schönheit zu wuchern. Freylich sollte diese, wie die schlaue Mutter wünschte, nicht über die Grenzen der feinen Koketterie hinausgehen, und nur kleine Gefälligkeiten um den mög-

lichst höchsten Preis verkaufen; aber Jeannette selbst fand Geschmack an dem süssen Genusse, den sie nur versprechen, aber nicht gewähren sollte; sie fiel einmal und sank immer tiefer, je öfterer sie der aufgeregten Sinnlichkeit unterlag. Jeannette kam dadurch in den Besitz von Gold und Pretiosen, die sie ihrer Mutter zum beliebigen Gebrauche überließ, und diese konnte jezt das unglückliche Mädchen nicht von ihrer ausschweifenden Lebensart zurückhalten, ohne ihr eignes Glück zu zertrümmern. Leichtsinnig, wie sie von jeher gewesen war, dachte sie nicht an den Verfall, der Jeannettens hinwelkender Schönheit unausbleiblich drohte, nicht an die Zerrüttung ihrer Gesundheit und den lebenswierigen Verlust häuslicher Freuden, dem sie sich durch entehrenden Jugendgenuß aussetze. Ihre ganze Sorge gieng darauf, die gefällige Aussenseite Jeannettens zu conserviren, und sogar Reize, welche ihr die Natur versagt hatte, zu erkünsteln. Auch hier mischte sich ihre Eitelkeit mit ins Spiel; sie fand sich selbst geschmeichelt, wenn man ihrer Tochter Artigkeiten sagte, und vergaß über dem Zirkel, in welchem sie nichts als Lobreden auf ihren Geist und Jeannettens bezaubernde Anmuth hörte, daß es noch eine

Welt außer ihr gebe, die sie richte und als die Verführerin ihres eigenen Kindes verachte. War gleich Jeannette noch nicht ganz zur gemeinen Buhldirne herabgesunken, — denn sie hatte unter dem Schwarme ihrer Anbeter immer nur einen begünstigten Liebhaber — so konnte man es doch der Welt, die sie immer von Vielen umringt sah, nicht verdenken, wenn sie ihr ein eben so vertrauliches Verhältniß mit Jedem beymaß, der um ihre Gunst buhlte. Baron Hohlfeld, der unwürdigste von Allen, war jetzt an der Reihe, und Jeannette schien dieß selbst gefühlt zu haben, denn er hatte ansehnliche Summen geopfert, ehe es ihm gelungen war, seinen Zweck zu erreichen. Er war Spieler von Profession, und hatte durch das Glück, womit er sein unanständiges Handwerk trieb, sein väterliches Erbtheil ansehnlich vermehrt. Die Väter warnten ihre Söhne vor seinem Umgange, und jedes gesittete Mädchen hütete sich, mit ihren Blicken den seinigen zu begegnen. Diesem Manne, der schon so manche Unschuld verführt und betrogen hatte, konnte Robert unmöglich eine tugendhafte Liebe zu seiner Schwester und die redliche Absicht zutrauen, mit ihr in eine gesetzmäßige Verbindung zu treten; ja, er

konnte sie nicht einmal wünschen, wenn sich auch der Baron dazu verstehen sollte. Vielleicht, dachte er, ist das Mädchen noch zu retten. Ich habe nach meiner Mutter die nächste Verbindlichkeit, für ihr Wohl zu sorgen. Beyde kennen vielleicht nicht den Schurken, der sich in einem prunkvollen Kleide versteckt. Ich will ihnen die Augen öffnen.

Der Abend war endlich herbeygekommen, und voll Vertrauen auf seine gerechte Sache verfügte sich Robert in die Wohnung seiner Mutter. Da er keiner Anmeldung zu bedürfen glaubte, so ging er geradezu auf ihr Zimmer, und, weil er es leer fand, so öffnete er das benachbarte seiner Schwester. Die erste Scene, die sich hier seinen Augen darstellte, zeigte ihm, daß er mit seiner Warnung zu spät komme. Jeannette lag in den Armen des Barons, und Robert, wie vom Schlage gerührt, war ungewiß, ob er umkehren oder bleiben sollte. Erschrocken wand sich das glühende Mädchen los, als sie ihren Bruder erkannte, und der Baron, voll Verdruß über den unvermutheten Störer, empfieng ihn mit der Frage: was er hier zu suchen habe.

Was ich nie zu finden glaubte und wünschte, war Roberts Antwort.

Der Baron (betroffen). Mein Herr, wer sind Sie?

Robert. Ein sehr naher Freund dieses Frauenzimmers, das durch Ihre Umarmung entehrt wird.

Der Baron (aufgebracht). Herr, Sie werden unverschämt. Wissen Sie auch, mit wem Sie es zu thun haben?

Jeannette (in Verlegenheit zum Baron). Es ist mein Bruder.

Der Baron. So? Ich wußte in Wahrheit nicht, daß Mamsell Felser noch einen so artigen Bruder habe. Aber seit wann sind denn die Brüder zu Ehrenwächtern ihrer Schwestern bestellt worden?

Robert. Seitdem es ein Naturgesetz giebt, das den Bruder verbindlich macht, bey seiner verwaißten Schwester Vaterstelle zu vertreten, und seitdem es Männer giebt, wie Sie, Herr Baron, die sich kein Gewissen machen, die Unschuld ihren Leidenschaften zu opfern. Sie sehen hieraus, daß ich Sie kenne und demohngeachtet nicht fürchte.

Der Baron (lächelnd). Ich glaube diesen

Vorwurf in Absicht auf Mamsell Felser nicht zu verdienen. Sie waren ohne Zweifel lange von hier abwesend?

Robert. Ich möchte fast wünschen, es noch zu seyn. Eine Frage werden Sie mir indeß verzeihen: Sind Sie mit meiner Schwester verlobt?

Der Baron (spöttisch). Es kann vielleicht noch geschehen. Mamsell Felser wird Sie wahrscheinlich sogleich davon benachrichtigen. Und nun, mein Herr, packen Sie sich auf der Stelle; sonst werde ich Ihnen die Thüre zeigen, die Sie ungemeldet zu öffnen kein Recht hatten.

Robert. Du schweigst, Jeannette, und scheinst mit deinem unwürdigen Freunde einverstanden?

Jeannette. Ich hätte dir allerdings mehr Lebensart zugetraut. Uebrigens hast du dich um mich und meine Angelegenheiten nichts zu bekümmern. Das Verhältniß, worinn ich mit diesem Herrn stehe, ist meiner Mutter bekannt, und geht dich also nichts an.

Robert (heftig). Wo ist die Mutter?

Jeannette. Nicht zu Hause, wie du siehst.

Robert. O Jeannette, was ist aus dir geworden, seitdem wir von einander getrennt

leben? Ich bitte, ich beschwöre dich, verlaß diesen Weg, der zum Elende führt, und kehre zurück, weil es noch Zeit ist!

Jeannette (empfindlich). Bruder, du wirst beleidigend. Ich könnte dir zwar auf meinem Zimmer befehlen, dich zu entfernen; indessen bitte ich dich blos darum.

Robert konnte vor Wehmuth nicht sprechen; aber mit einem langen Blicke voll Rührung sah er Jeannetten an, die das Auge niederschlug, weil sie den Anblick einer reinen Seele nicht ertragen konnte.

Der Baron. Nun, was zaudern Sie noch? Sie sehen doch offenbar, daß Sie hier ein unwillkommner Gast sind.

Robert. Ich gehe, und habe Ihnen nichts weiter zu sagen, da sich meine Schwester an Ihrer Seite glücklich fühlt. Nur dir, meine Jeannette, noch ein einziges Wort. Wenn einst — und das kann vielleicht bald seyn — deine Schönheit verblüht und deine Gesundheit zerstört ist; wenn du, verlassen von deinen falschen Lieblingen, verachtet von der Welt und von tödtender Reue verzehrt, langsam dahin welkest, so denk' an diesen Augenblick, wo du die zärtliche Warnung eines Bruders verschmähtest,

die aus dem reinsten und redlichsten Herzen kam. Ich werde dich nicht länger mit meiner Gegenwart beunruhigen; aber mein Herz wird an dich denken, und um dich weinen.

Der Baron. Mademoiselle erlauben Sie mir, daß ich Sie von diesem Narren befreye.

Robert. Ich verachte Sie viel zu sehr, als daß ich Sie würdigen sollte, mir für Ihre Beleidigungen Genugthuung zu geben.

Jeannette. Wenn ich deiner weisen Sittensprüche bedürfen sollte, so werd' ich dich rufen lassen. Jetzt bin ich nicht aufgelegt, sie anzuhören.

Eine Thräne des Schmerzes drängte sich aus Roberts Auge, und schweigend verließ er das Zimmer.

„Bedaure mich, — sagte er zu seinem Freunde, als er zurükkam — ich bin ein Augenzeuge ihrer Verirrung geworden. O Gott! sie ist ohne Rettung verloren.“

Umsonst suchte ihn Meier durch die Vorstellung zu beruhigen, daß er seine Pflicht erfüllt habe und nun außer Verantwortung sey, wenn sich das ausschweifende Mädchen ins Verderben stürze; Robert sah dies selbst ein, aber sein Herz stieß jeden Trostgrund zurück, der ihn ohne

die Hoffnung ließ, Jeannetten wieder umkehren zu sehen auf den Weg der Tugend, den sie verlassen hatte. Noch an dem nehmlichen Abende schrieb er zwey Briefe an Mutter und Schwester voll herzerschütternder Stärke. Er verbarg ihnen nicht, wie nachtheilig man schon öffentlich über sie urtheile, wie sehr man es der Mutter verübele, daß sie der Tochter ihre unanständigen Ausschweifungen gestatte, und sogar, wie sie laut beschuldigt werde, davon Gewinn ziehe; er stellte der Schwester Alles vor, was ihm Vernunft und Herz eingab, um ihr eingeschlummertes Gewissen aufzuwecken, und den erstickten Keim der Tugend in ihrer Brust zu beleben; er bat sie flehentlich, den Umgang mit einem so verachtungswürdigen Menschen, als der Baron sey, gänzlich abzubrechen, und von nun an durch ein ordentliches und eingezogenes Leben den Schandfleck wieder auszutilgen, den sie sich durch Sittenlosigkeit und feile Koketterie zugezogen habe; er schilderte ihr auf der einen Seite mit den lebhaftesten Farben das Elend, dem sie mit schnellen Schritten entgegeneile, und mahlte ihr auf der andern in den reizendsten Bildern das eheliche und häusliche Glück, das sie erwarte, wenn sie zur Ordnung zurückkehre und durch ein sittsames Betragen das

von ihr ausgebreitete Gerücht widerlege; er empfahl ihr die Arbeitsamkeit und die Lektüre geistreicher zur sittlichen Bildung des Weibes abgefaßter Schriften als bewährte Mittel, dem unmäßigen Hange zu sinnlichem Vergnügen zu widerstehen; er sagte ihr dieß alles so sanft und schonend, so rührend und hinreißend, daß sich Meier, dem er die geschriebenen Briefe mittheilte, nicht der Thränen enthalten konnte, und es gelang ihm auch durch die Fürsorge seines Freundes, sie beyde am folgenden Morgen so zu bestellen, daß jeder in die Hand kam, für welche er bestimmt war; aber leider! war auch diese letzte Bemühung die einzige, die noch in Roberts Kräften stand, fruchtlos. Jeannette antwortete ihm gar nicht, und die Mutter schrieb ihm nur in wenig Zeilen: sie müsse sich nach dem gestrigen Vorgange, der ihn als einen Menschen ohne Geschmack und Cultur hinlänglich charakterisire, jeden fernern Besuch von seiner Seite verbitten; wobey sie ihn zugleich ersuche, sie in Zukunft mit seinen moralischen Briefen zu verschonen, die ein deutlicher Beweis wären, daß er besser zum Prediger oder Schulmeister, als zum Arzte, tauge.

Robert sank nach Lesung dieses Billets aufs neue in seinen Unmuth zurück, denn er hatte

wenigstens keine so kalte Abfertigung erwartet. Zugleich sah er sich nunmehr, da ihm sogar der Zutritt zu seiner Schwester verboten war, ganz außer Stand gesetzt, zu ihrer Rettung etwas beyzutragen, und ihr eignes Stillschweigen war ihm ein deutlicher Beweis, daß sie nicht einmal umkehren wolle, daß sie das Laster schon zu lieb gewonnen habe, um sich davon loszureißen.

Demohngeachtet war Roberts Brief an Jeannetten, ob er es gleich selbst weder wußte, noch zu glauben Ursache hatte, nicht ganz ohne Wirkung. Es war schon ein gutes Zeichen, daß sie der Mutter den Empfang desselben verschwieg, und noch ein besseres, wenn es auch weniger sichtbar war, daß sie sich durch den Inhalt der brüderlichen Zuschrift beunruhigt fühlte. Sie erkannte ihre Verirrung, empfand den Werth des theuern Kleinods, das sie verlohren hatte, und wünschte, es noch zu besitzen; aber dieß alles konnte bey ihrer ausschweifenden Sinnlichkeit immer noch keine gänzliche Aenderung ihrer vorigen Lebensart bewirken. Hätte sie einen Robert zur Seite gehabt, der ihre Schritte bewacht und die Gelegenheit zur Verführung von ihr entfernt hätte, so würde es ihr möglich gewesen seyn, sich wieder zu erheben und die Tugend

lieb zu gewinnen; aber sich selbst und einer eiteln leichtsinnigen Mutter überlassen, die, weil sie selbst nicht mehr gefiel, in ihrer Tochter gefallen wollte, und, weil ihr eignes Vermögen zu ihrem Aufwande nicht hinreichte, aus fremden Quellen zu schöpfen suchte, konnte sie kaum zu der schweren Herrschaft über ihre Sinnlichkeit gelangen, die ihre besten Vorsätze vernichtete, und sie zuletzt in eine Untiefe von Gram und Elend herabschleuderte.

Robert mußte sich jetzt mit seinem guten Willen beruhigen, und um seines Berufs willen, der seine ganze Aufmerksamkeit heischte, ein Andenken vermeiden, das ihn niedergeschlagen und traurig machte. Das liebenswürdige Bild der Madame Blum konnte über diesen Ereignissen nicht aus seiner Seele verschwinden; im Gegentheile ward es durch den Contrast, worinn es dem Bilde seiner Mutter und Schwester gegenüberstand, noch mehr gehoben, und er hätte gern sein ganzes kleines Eigenthum hingegeben, wenn er im Stande gewesen wäre, die Züge ihres Charakters auf diejenigen überzutragen, die er liebte, ohne sie schätzen zu können. Nach der letztern Prüfung, die er in Absicht auf seine Neigung zu der reizenden Frau mit sich selbst

angestellt, und dem heldenmüthigen Entschlusse, den er gefaßt hatte, fürchtete er von ihrem Umgange nichts mehr für seine Tugend; er hoffte vielmehr sich in derselben zu stärken und zu befestigen, wenn er ihre blühende Schönheit sähe und fühlte, und doch nur ihr Herz, nur ihre Menschenfreundlichkeit und Güte liebte.

Vielleicht täuschte sich Robert in diesem Zutrauen auf sich selbst; vielleicht war es der Klugheit gemäßer, einen Gegenstand zu fliehen, der ihm früher oder später gefährlich werden konnte; aber größer war es auf jeden Fall, wenn er tugendhaft blieb, ohne zu fliehen. Daß die reizenden Formen ihres Körpers auf seine Sinnlichkeit einen nicht unbedeutenden Eindruck gemacht hatten, war kaum zu bezweifeln, und Robert selbst konnte sich nicht verbergen, daß er sie an Seele und Körper würde lieben können, wenn sie nicht die Gattin eines Andern wäre; aber desto rühmlicher war es für ihn, wenn er den Feind, der in seinem Blute wider ihn kämpfte, mit männlicher Stärke überwand.

Robert hatte über der Unruhe, in welche er durch den Auftritt mit Jeannetten war versetzt worden, eine ganze Woche zurückgelegt, ohne seine großmüthige Freundin gesehen zu

haben. Wie angenehm war daher seine Ueberraschung, als er durch das Kammermädchen der Madame Blum folgendes Billet erhielt:

Lieber, freundschaftlicher Mann!

Wenn ich Ihrem Herzen nicht gleichgültig bin, so besuchen Sie mich morgen Nachmittags um vier Uhr, wo ich Sie ohne Zeugen sprechen kann. Sie verdienen glücklich zu seyn, und Sie sollen es werden durch

Ihre

ergebene

Marianne Blum.

Robert war unaussprechlich gerührt. Sie will mich glücklich machen! rief er aus. — Ja, sie, die edelmüthige Frau, versteht die Kunst, glücklich zu machen, besser, als der Commerzienrath Tamm. — Aber wie? wodurch? nach welchem Plane? — Das war ihm freylich ein Geheimniß; aber, wie dem auch sey, — dachte er dann — sie kann mich nicht erniedrigen; und hoffnungsvoll erwartete er von dem folgenden Tage einen befriedigenden Aufschluß.

Ihr Gatte war einer der reichsten und angesehensten Partikuliers in Lusthofen; vielleicht hatte sie ihn dahin gebracht, Roberten einen

Platz zu verschaffen, wo er von seinen erworbenen Kenntnissen Gebrauch machen könnte. Eine reizende Aussicht für ihn, der so gern nützen wollte, und es auch bereits so weit gebracht hatte, daß er es konnte! Der Mensch ist immer geneigt zu hoffen, was er wünscht, und dies war auch bey unserm Robert der Fall. Er fühlte sich fähig, Krankheiten nach ihren Symptomen zu beurtheilen; er war vertraut mit den zu ihrer Heilung erforderlichen Mitteln; er hatte sich eine genaue Kenntniß des menschlichen Körpers und der Zufälle verschafft, welchen er unterworfen ist, und was ihm noch fehlte, hoffte er durch den Umgang mit erfahrnen Aerzten und eigne Praxis zu ergänzen. Aber freylich mußte er erst durch glückliche und unentgeldlich verrichtete Curen an Armen die Aufmerksamkeit der Begüterten auf sich ziehen, und um dieß zu können, mußte er eine Zeitlang seine Subsistenz aus einer andern Quelle, als der seines Verdienstes schöpfen; ja er durfte nicht einmal von seinem Talent Gebrauch machen, wenn er sich nicht vorher das zur Uebung seiner Kunst erforderliche Recht durch Geld verschafft hatte, und darum mußte ihm gerade jetzt die Wohlthätigkeit einer edlen Seele, welche ihn in den Stand setzte, seine rechtmäßigen

Ansprüche geltend zu machen, höchst willkommen seyn. Madame Blum hatte ihn schon in kurzer Zeit mit einer ansehnlichen Summe beschenkt; er hatte sie auch seine Wünsche in Absicht auf die Zukunft errathen lassen; ja sogar ihr Gatte hatte ihn einmal im Vorbeygehen, jedoch mit bedeutungsvollem Ernste, nach seinen Verhältnissen gefragt, und ihm deutlich merken lassen, daß er ihm nicht ganz gleichgültig sey; übrigens waren Blums ohne Familie, und es bedurfte bey ihnen nur einer kleinen Aufopferung, um sein künftiges Glück zu gründen. Die reichlichen Geschenke der edlen Frau zeugten dann auch deutlich von ihrer geheimen Absicht, ihn von beschwerlichen Erwerbsarbeiten zu befreyen, und seinem Geiste mehr Ruhe zu verschaffen. Wie viel ließ sich also von ihr und ihrer zärtlichen Verwendung bey ihrem Gatten für den braven Robert und die Erfüllung seiner feurigsten Wünsche erwarten!

Schade, daß er diese heitern Aussichten, welche ihm das Einladungsbillet seiner Gönnerin eröffnete, nicht dem gefühlvollen Meier mittheilen konnte. Dieser war zu einem Freunde auf dem Lande verreist, und hatte erst am folgenden Abende zurückzukehren versprochen. Vielleicht wäre ihm jedoch Roberts Freude

aber ein Handbillet von Madame Blum eben so verdächtig vorgekommen, als sie manchem unsrer Leser scheinen dürfte. Vielleicht hätte der kältere Beobachter in diesen frohen Erwartungen, zu welchen sich Robert berechtigt glaubte, ein neues Merkmal seiner nicht von allem sinnlichen Zusatze befreyten Anhängligkeit an seine schöne Wohlthäterin gefunden. Ja, vielleicht hätte er seinem Freunde mit diesem Argwohne nicht einmal Unrecht gethan; denn es war allerdings sonderbar, daß sein Herz heftiger schlug und seine Wangen höher glühten, wenn er, was er sehr oft that, die geschmeidigen Züge ihrer Handschrift betrachtete, und dabey an den Augenblick dachte, wo er sein Glück in den lächelnden Augen seiner holden Freundin lesen und von ihren Purpurlippen vernehmen würde.

Welcher Mensch ist über sein sinnliches Ich so unumschränkter Herr, daß er ihm gebieten könne, bey dem Anblicke eines reizenden Gegenstandes kalt und fühllos zu bleiben? Wer kann sich rühmen, daß es einzig und allein bey ihm stehe, ob und wann und gegen wen er lebhafte Empfindungen des Wohlgefallens hegen wolle? Genug, wenn er den Ausbruch seiner Gefühle zurückhält, wo sie nicht ausströmen dürfen;

wenn er, dem Vernunftgebote gemäß, so handelt, als wären diese Gefühle nicht da; genug für den feurigen Jüngling, wenn er, entzückt von einer weiblichen Schönheit, deren Besitz ihm versagt ist, sich dennoch so beträgt, als hätte sie keinen besondern Reiz für ihn, und ohngeachtet seiner innigen Zuneigung doch nie von seiner Pflicht abweicht, nie genießt, wo er nicht genießen darf, gesetzt auch, die Erlangung des Genusses würde ihm erleichtert, und die Gelegenheit dazu entgegengebracht. Bey einem trägen, phlegmatischen Temperamente ist es leicht, die Tugend der Enthaltsamkeit zu behaupten; desto schwerer aber bey glühendem Blute und einer reizbaren Organisation. Sie ist der Probierstein der Geistesstärke, und heischt eine Selbstbeherrschung, wodurch derjenige, dem sie gelingt, sich auf die höchste Stufe moralischer Größe erhebt.

Mit unbeschreiblicher Sehnsucht erwartete Robert die Stunde, die ihn zu Madame Blum rufen würde, ob er sich gleich anfangs diese Sehnsucht nicht gestehen wollte, und sich deshalb bestrafte, als er sie zugestehen mußte. Die glückliche Stunde schlug endlich, und Robert eilte mit geflügelten Schritten, welche denen der Liebe nicht unähnlich waren, zu seiner schönen Freun-

din. In das reizende Gewand der Unschuld gekleidet, flog sie ihm entgegen, faßte ihn zärtlich bey der Hand, und führte ihn durch mehrere Zimmer hindurch in ein kleines abgelegenes Prunkzimmer, dessen herabgelassene Gardinen ein angenehmes Halbdunkel verbreiteten, und zur Vertraulichkeit einzuladen schienen. Mit unwiderstehlicher Anmuth zog Madame Blum ihren Freund auf ein weiches Sofa neben sich nieder, und scheuchte durch ihre freundliche Zusprache jede Schüchternheit aus der Seele des erröthenden Jünglings hinweg. Er hatte schon bey jener mysteriösen Einführung gezittert, und elektrisches Feuer glühte jetzt durch seine Nerven, als ihr Auge unverwandt an dem seinigen hing, und ihr gehobener Busen durch den verrätherischen Schleier ihm anlockend entgegen wallte. Alles, was sie ihm sagte, athmete herzliches Wohlwollen und zärtliches Vertrauen, das von Roberts Seite nicht unerwidert blieb. Ein Mädchen, das nemliche, aus dessen Hand er das Einladungsbillet erhalten hatte, brachte Chokolade und Backwerk, entfernte sich aber augenblicklich wieder, und seine reizende Freundin bewirthete ihn selbst. Er genoß, von ihr aufgemuntert, des köstlichen Getränks; ihre Hand lag unablässig in der seinigen,

und der Athem ihres Mundes bestrich seine brennenden Wangen.

„Ach! Felser, — sagte sie mit schmelzendem Ausdrucke — ich bin reich, aber ich war nie glücklich. Jetzt bin ich es durch Sie; theilen Sie mit mir, was ich habe, mein Geld und mein Herz; beydes ist ihr Eigenthum.“

Robert (mit zitternder Stimme). Treffliche Frau! Sie haben schon so viel an mir gethan, was ich nie vergelten kann; aber Ihre Güte, Ihr unvergleichlicher Edelmuth wird mir ewig unvergeßlich seyn.

Mad. Blum. O schweigen Sie von diesen Kleinigkeiten, und legen Sie Ihrem Herzen keine Fesseln an. Ich bin ganz die Ihrige, und wenn die verhaßte Scheidewand wegfällt, welche das Schicksal zwischen uns gezogen hat, so werd' ich mich selig fühlen, es vor der ganzen Welt zu bekennen.

Sie schmiegte sich näher an ihn, umschlang ihn mit ihrem Arme, beugte ihr Gesicht zu dem seinigen, und zog ihn so stürmisch an ihren Busen, daß ihn seine Lippen berührten, während ihre Küsse auf seiner Wange brannten. Erschrokken fuhr Robert zurück, dessen Pflichtgefühl plötzlich erwachte; aber sie umschlang ihn von

neuem, preßte sich feuriger an ihn, und mit gänzlicher Vergessenheit des weiblichen Anstandes sagte sie: Wir sind allein; kein verrätherisches Auge belauscht uns; laß uns genießen und glücklich seyn! Für Dich hab' ich kein Geheimniß mehr.

Ein fürchterliches Licht ging in der Seele des bessern Jünglings auf; mit stärkerer Gewalt riß er sich los, sprang auf, und stellte sich dem bestürzten Weibe gegenüber.

„Was ist Ihnen?“ fragte sie verwundert.

Robert. Mich dünkt, ich höre die Stimme Ihres Gemahls.

Mad. Blum. Ich sagte Ihnen ja schon, daß mein Mann verreist sey. Wahrhaftig, ich hätte Ihnen nicht so viel Furchtsamkeit zugetraut.

Robert. Madam, Sie vergessen die Treue, die Sie Ihrem Gatten schuldig sind, auch wenn er abwesend ist. Beym Himmel! Sie haben mich schrecklich getäuscht.

Mad. Blum (aufstehend und mit affektirter Wehmuth). Sie sind ein Undankbarer, der meiner Liebe unwürdig ist.

Robert. Haben Sie diese Art Dankbarkeit von mir gewollt?

Mad. Blum. Ihr kaltes Herz ist keiner Liebe fähig.

Robert. O ja, es war in Gefahr, Sie zu lieben. Aber Sie selbst haben mich von einer strafbaren Leidenschaft geheilt. Danken Sie es meinen Grundsätzen, daß ich Sie zurückgehalten habe, einen Meineyd zu begehen.

Jetzt verwandelte sich die sanfte Freundlichkeit des unbefriedigten und mit Verachtung zurückgestoßenen Weibes in wütigen Zorn; Blitze schossen aus ihren Augen, und in einem Furientone rief sie ihm zu: Sie sind ein Gimpel, ein alberner, lächerlicher Narr! Gehn Sie mir sogleich aus den Augen, und wenn Sie sich unterstehen, ein Wort von dem auszuplaudern, was zwischen uns vorgefallen ist, so seyn Sie versichert, daß ich mich werde zu rächen wissen.

Robert. Wenn Ihr Gewissen immer so schweigen wird, wie ich schweigen werde, so haben Sie wegen Ihrer Untreue nie einen Vorwurf zu befürchten.

Mad. Blum. Ich werde mir es allerdings nie verzeihen, daß ich mich durch meine Liebe zu einem so einfältigen Menschen kompromittirte.

Robert. Vergönnen Sie mir noch ein Wort. Sie haben mir Wohlthaten erzeigt, die

aus keiner reinen und edlen Quelle flossen. Ich kann jetzt Ihre Geschenke nicht behalten, ohne mir selbst verächtlich zu werden. Bestimmen Sie also, auf welchem Wege ich sie Ihnen zurückstellen soll.

Mad. Blum. Ich nehme nichts wieder, was ich einmal gegeben habe.

Robert. Sie müssen es, Madam, und wenn Sie Ihr Geld durchaus nicht selbst annehmen wollen, so erhalten Sie es aus den Händen Ihres Gemahls zurück; denn von Ihrer angedrohten Rache habe ich nichts zu fürchten.

Mad. Blum (in äußerster Verlegenheit). Mein Mann ist noch vier Tage abwesend.

Robert. Spätestens übermorgen sollen Sie die ganze Summe aus einer sichern Hand empfangen.

Mad. Blum (mit Bitterkeit). Wenn es nur nicht Ihre Finanzen zu sehr derangirt.

Robert. Ich habe darben und entbehren gelernt. Uebrigens, Madam, leben Sie wohl, und verzeihen Sie einem Menschen, der nichts auf dieser Erde hat, dessen er sich freuen könnte, als ein reines Gewissen und eine unbescholtene Aufführung, der seine Tugend unter Kampf und Anstrengung bewahrt hat, und sich darum nicht

verstatten kann, sie einem Sinnengenusse zu opfern, der einige flüchtige Momente dauert, und eine lange bittere Reue zur Begleiterin hat. Möchte ich, wenn ich nicht der Erste war, den Sie treulos umarmten, wenigstens der Letzte seyn, damit nicht irgend einmal die verletzte Pflicht sich an Ihnen zu hart räche. — Ein nachläßig hingeworfenes „Adieu!" war die ganze Antwort der Mad. Blum, die sich umkehrte und nach dem Fenster ging, während Robert zur Thüre hinaus eilte, um in der freyen Luft sein beklommenes Herz zu erleichtern. Er hatte zwar unter Menschen nie Engel gesucht, aber nie hatte er sie doch einer solchen Ausartung und Verirrung fähig geglaubt. Am wenigsten hatte er einer weiblichen Grazie, wie Mad. Blum, die moralische Verdorbenheit zugetraut, die sie ihn in ihrem Charakter hatte erblicken lassen. Er sah jetzt in ihrer anspruchlosen Herablassung, ihrer sanften Freundlichkeit, ihrer warmen Theilnahme an seinem Schicksale und ihrer stillen, fast verschwenderischen Wohlthätigkeit bloße Intrigue, einen listig angelegten Plan, den arglosen Jüngling in ihr Netz zu verwickeln, seine Sinnlichkeit zu reizen und ihn zur Ausschweifung zu verführen. Die letzte für Roberts Tugend so gefährliche

Szene mit ihr war nicht das Werk der Ueberraschung, der unvorhergesehenen Aufwallung des Blutes, sondern eine von der Begierde des sinnlichen Weibes schon längst vorbereitete, mit studirter Kunst angelegte und herbeygeführte Catastrophe. Die eines alternden Gatten überdrüßige Frau sah den blühenden Jüngling, entbrannte für ihn, und entwarf einen Plan auf sein Herz, um durch dasselbe seine Sinnlichkeit in ihr Interesse zu ziehen.

Robert verdammte die schöne Sünderin zwar nicht mit unerbittlicher Strenge, aber schätzen und lieben konnte er sie nicht mehr, nachdem sie ihn zu einem Mittel der Befriedigung ihrer Leidenschaft herabgewürdigt hatte. Daß er ihre Geschenke nicht behalten wollte, war nichts weniger als Laune und Bizarrerie, sondern innige Ueberzeugung, daß er sie nicht behalten könne und dürfe, ohne sich selbst den Vorwurf machen zu müssen, daß er seine Tugend habe bestechen lassen. Mad. Blum geschah freylich Recht, wenn sie nebst ihrer Beschämung auch die unangenehme Erinnerung an fruchtlose Aufopferungen behielt; nur vertrug es sich nicht mit Roberts Ehrgefühl, im Besitze von Vortheilen

zu bleiben, die mit einer für ihn nicht weniger kränkenden Erinnerung verbunden waren.

Zum erstenmale in seinem Leben schämte er sich vor seinem Freunde Meier, den er bey seiner Zurückkunft wiederfand. Dieser hatte schon vorher über sein Verhältniß mit Madame Blum Winke und Anspielungen fallen lassen, die Robert zwar verstanden, aber als ungegründeten Argwohn ihm zurückgegeben hatte, weil sein Glaube an menschliche Tugend überhaupt nicht leicht erschüttert werden konnte, und am wenigsten hier, wo es eine Frau betraf, die sich durch ihre täuschende Verstellungskunst den Schein der personificirten Tugend zu geben wußte.

Robert konnte jetzt von Meiern, dessen Verdacht auf das vollkommenste gerechtfertigt war, einen Verweis wegen seiner Leichtgläubigkeit befürchten; aber es war ihm dennoch bey seiner Aufrichtigkeit und Offenheit unmöglich, dem Vertrauten seines Herzens eine für ihr gemeinschaftliches Streben nach Menschenkenntniß so wichtige Erfahrung zu verschweigen. Weit entfernt, den getäuschten Jüngling durch ein selbstgefälliges: „Das hab' ich vorausgesehen" zu beschämen, bedauerte ihn Meier vielmehr recht herzlich; denn auch er hatte für Roberten von

seiner Verbindung mit einer reichen Dame einen reellern und bleibendern Gewinn gehofft, als derjenige war, welchen ihm die eigennützige Frau zugedacht hatte. Aus edlen Gründen verschwieg ihm jedoch Robert, daß er sich gedrungen fühle, der Madame Blum ihre Geschenke zurückzusenden; denn er konnte von ihm die Frage erwarten: wo willst du jetzt auf einmal das Geld auftreiben, das du für nothwendige Bedürfnisse einzeln ausgegeben hast? Und wenn er ihm dann hätte antworten müssen, daß er, wie es wirklich der Fall war, sich deswegen in der äußersten Verlegenheit befinde: so hätte der gutmüthige Freund gewiß Alles aufgeopfert, um ihn von seiner Unruhe zu befreyen.

Der arme Robert war jetzt in der That in einer höchst traurigen Lage. Spätestens übermorgen hatte er die empfangene Summe wieder zu erstatten versprochen, und er hatte doch kaum so viel Groschen in seinem Vermögen, als diese Thaler betrug. Die angeschafften Kleidungsstükke konnte er nicht wieder verkaufen, ohne sich von dem Nothdürftigsten zu entblößen; das bezahlte Honorar konnte er von seinen Lehrern auch nicht zurückfordern, und seine Bücher waren ihm so theuer, daß er den Gedanken ihres Ver-

lustes nicht ertragen konnte. Nur eine einzige Zuflucht war ihm noch übrig, die er, so weh es ihm that, ergreifen mußte, eben weil sie die einzige war. Robert hatte von seinem Vater noch ein Andenken, eine goldene Uhr, die er ihm noch in der Zeit seines äußerlichen Glanzes geschenkt hatte, gerade als Robert akademischer Bürger ward. Der dankbare Sohn hatte sich nie überwinden können, dieß für ihn so theure Kleinod zu verkaufen, so dringend es auch seine ökonomischen Umstände schon oft verlangt hatten; aber jetzt war kein Ausweg mehr übrig, es zu erhalten, kein solcher nemlich, den er ohne Verletzung anderer ihm noch wichtigerer Pflichten hätte einschlagen können. Ohne seinem Freunde ein Wort zu sagen, ging er am folgenden Tage aus, verkaufte seine Uhr für sechzig Thaler, und packte davon acht und vierzig für Mad. Blum zusammen; denn so viel betrugen, wie er gewissenhaft berechnete, die von ihr empfangenen Geschenke nach Abzug seines rechtmäßig verdienten Lohns. Wie schmerzhaft es Roberten gewesen war, sich von dem einzigen ihm übrig gebliebenen Unterpfande väterlicher Liebe zu trennen, wird Jeder begreifen, der den gefühlvollen Jüngling kennt; es ward ihm schwer, seinem Freunde die

Wehmuth zu verbergen, die seine Brust erfüllte.

Meier bemerkte bald seinen Verlust, und fragte nach der Ursache desselben, denn ihr vertrautes Verhältniß berechtigte ihn zu dieser freymüthigen Frage.

Du sollst mir einen Gefallen thun, antwortete Robert mit erzwungenem Lächeln. Ich habe meine Uhr verkauft, um Mad. Blum das Geld wiederzugeben, das sie mir nach und nach aus einem sehr unedlen Beweggrunde geschenkt hat, und mich auf diese Art von jeder Verbindlichkeit gegen sie los zu machen.

Meier (mit heftiger Bewegung). Deine Uhr, die dir immer als ein Andenken von deinem Vater so theuer war? Die hast du verkauft? Deine Absicht ist allerdings sehr edel und lobenswerth; du darfst dem lasterhaften Weibe nichts schuldig seyn; aber das Mittel, das du zu diesem Zwecke gewählt hast, kann ich durchaus nicht billigen. Du kennst meine kleine Baarschaft; du weißt auch, daß ich noch Freunde habe, die mir so viel würden vorgeschossen haben, als etwa fehlen möchte, um die erforderliche Summe voll zu machen, und verschwiegst mir deinen Entschluß? Das kann ich dir nie vergeben.

Robert. Freund, sey nicht unwillig; es geschah nicht blos, um dir eine Aufopferung zu ersparen, sondern auch, um mir selbst eine Büßsung aufzulegen, deren schmerzhaftes Andenken mich in Zukunft vorsichtiger und behutsamer machen wird, wenn mir mein Herz wieder einen Streich spielen will. Ich habe allerdings gefehlt, daß ich zu der Rechtschaffenheit der Mad. Blum ein so unbedingtes Vertrauen hegte. Du hattest Ursache, mich zu bestrafen, und hast mich bedauert. Dadurch hast du mir einen neuen Beweis deiner Liebe gegeben, den ich nie vergessen werde. Willst du zu den tausend mir erwiesenen Freundschaftsdiensten noch einen hinzufügen, so übernimm an meiner Stelle das freylich etwas zweydeutige Geschäft, ihr dieses an sie addressirte Paket zu überbringen. Es empört mein Gefühl, sie noch einmal zu sehen, vor deren Anblick ich eben so wohl erröthen muß, als sie vor dem meinigen, gesetzt auch, daß sie strafbarer wäre, als ich. Ihr Mann ist abwesend, und du hast nichts zu wagen. Sie wird dir selbst jede Erklärung über deinen Auftrag ersparen, da sie schon von meinem Entschlusse unterrichtet ist. Ich habe ihr zugleich noch einige Zeilen geschrieben, von denen ich freylich kaum hoffen kann, daß sie so zu ihrem

Herzen dringen werden, wie sie aus dem meinigen geflossen sind. Ich bin es aber schon gewohnt, mich mit meinem guten Willen begnügen zu müssen. — Wirst du mir meine Bitte gewähren?

Meier. O wie gern eine weit größere, wenn du sie deiner allzubedenklichen und schonenden Freundschaft hättest abgewinnen können! Auch ich muß mich begnügen, gewollt zu haben, und das ist deine Schuld.

Robert. Zürne mir nicht, Freund, daß ich meiner Ueberzeugung gemäß handelte. Ich konnte die kleine Kostbarkeit entbehren, und werde meinen unglücklichen Vater im Gedächtnisse behalten, wenn mich auch kein sinnliches Denkmal seiner Liebe an ihn erinnert.

Meier. Braver Freund, es muß dir noch in der Welt recht wohl gehen.

Robert. Es muß? Nein, so fest darf ich nicht für mich selbst hoffen, wie du für mich. Ich will zufrieden seyn, wenn mir durch Geschicklichkeit und Fleiß nur so viel von irdischen Gütern zu Theil wird, daß ich ohne drückende Nahrungssorgen meine Pflicht erfüllen kann.

Auch Meier theilte mit seinem Freunde die Ueberzeugung, daß der Zweck des Menschen nicht im Genusse bestehe, und daß es unanständige

Selbsttäuschung sey, wenn man gut und recht handelt, um dafür belohnt zu werden; er fühlte daher in Roberts Antwort einen stillschweigenden Verweis, daß er sich durch seine freundschaftliche Wärme zu einer inconsequenten Schlußfolge habe verleiten lassen, und eilte, Roberts Auftrag an Mad. Blum zu vollziehen. Er übergab ihr eigenhändig das Geld unter dem Namen eines von seinem Freunde Felser mit Dank und verbindlichem Empfehl wiedererstatteten Darlehns.

„Ihr Freund hält sehr pünktlich Wort, — erwiderte sie in sichtbarer Verwirrung — es thut mir leid, wenn er sich deswegen in unnöthige Verlegenheit gesetzt hat.“

Meier. Mein Freund ist ein Mann von Ehre, und thut, was sie ihm gebietet, auch wenn es ihm schwer fällt.

Mad. Blum. Wünschen Sie ihm in meinem Namen dazu Glück.

Meier. Das wünscht er sich selbst nicht, aber sein Herz belohnt ihn für seine Rechtschaffenheit.

Meier empfahl sich, und überließ Madam Blum ihrem Verdrusse, den sie nur mit Mühe hatte verbergen können.

Robert war jetzt ärmer, als jemals; denn

auch seine letzte Nothhülfe war dahin. Fast sah er sich genöthigt, das mühselige und seiner unwürdige Geschäft des Notenschreibens mit neuer Betriebsamkeit vorzunehmen; indessen fühlte er sich doch jetzt, nach genauer Prüfung seiner Kenntnisse, ausgerüstet, auf eine edlere und seiner Bestimmung angemessenere Art sich den nothdürftigen Unterhalt zu erwerben; nur fehlte es ihm noch an Gelegenheit, seinen Diensteifer anzubieten, und von seiner Würdigkeit empfehlende Proben abzulegen. Hierzu kam noch ein eigner Umstand, der seinen Entschluß, in dieser Hinsicht einen Versuch zu machen, zur Reife brachte. Meiers Geburtsort, ein kleines, aber angenehmes Städtchen, war von Lusthofen gegen dreyßig Meilen entfernt. Er hatte daselbst Gönner und Freunde zurückgelassen, die sich nach einer Trennung von sechs Jahren noch wohlwollend seiner erinnerten, und unvermuthet erhielt er von dem Besitzer eines in der Nähe seiner Vaterstadt gelegenen Ritterguthes einen Brief mit dem Antrage, ob er zu ihm kommen, und für das nach der gewöhnlichen Taxe wirklich ansehnliche Salar von 150 Thalern nebst freyer Wohnung und Kost den Unterricht seiner beyden Kinder übernehmen wolle. Dieser Einladung

war zugleich das Versprechen beygefügt, daß, wenn der schon hoch bejahrte Pfarrer des Ortes mit Tode abgienge, ihm Meier in diesem einträglichen Amte succediren solle.

Seine Ueberraschung bey diesem vortheilhaften Anerbieten war bey weitem nicht so angenehm, als sie es in andern Verhältnissen und Verbindungen würde gewesen seyn. Er, der mit ganzer Seele an seinem Felser hing, konnte den Gedanken nicht ertragen, sich von seiner Seite zu trennen, und da er in Lusthofen Arbeit und durch sie sein nothdürftiges Auskommen hatte, so konnte er um so weniger aufgelegt seyn, seinen jetzigen Aufenthalt zu verändern. Lange kämpfte Meier mit sich selbst, legte sich Gründe und Gegengründe vor, ließ jetzt die Vernunft und jetzt wieder das Herz sprechen; aber das Letztere gab endlich den Ausschlag; seine brüderliche Anhänglichkeit an den treuen Gefehrten seiner bisherigen Laufbahn hieß ihn den erhaltenen Ruf ausschlagen, und die Fortdauer des vertrauten Umgangs mit dem Liebling seines Herzens der glücklichen Lage und den reizenden Aussichten vorziehen, die ihn auf den vaterländischen Fluren erwarteten. Er war vergnügt über sich selbst, daß es ihm gelungen war, jede diesem gewagten

Entschlusse entgegenstehende Bedenklichkeit zu überwinden, und eilte Felsern, in dessen Abwesenheit er den einladenden Brief erhalten hatte, so heiter entgegen, als wenn er sich schon im Genusse des Glücks befände, das er von sich zu weisen fest entschlossen war.

„Freund, — sagte er zu Roberten so gleichgültig, als beträfe es einen ganz unbedeutenden Gegenstand — lies einmal diesen Brief.

Robert that es, ward aufmerksam, blickte bisweilen seinen Freund bedeutend an, las immer bedächtiger, und sein Herz, in welchem das Vorgefühl einer schmerzhaften Trennung erwachte, ward mit jeder durchgelesenen Zeile beklommener. Als er aber zum Schlusse kam und das wichtige Versprechen für die Zukunft las, das den gegenwärtigen Antrag begleitete, da verwandelte sich seine Wehmuth in freudiges Mitgefühl; er vergaß sich selbst über dem glücklichen Loose, das seinem Freunde zu Theil werden sollte, flog ihm in die Arme, drückte ihn stürmisch an seine Brust, und konnte nicht Worte finden, um seine warme und herzliche Theilnahme auszudrücken. Seine ausgelassene Freude befremdete Meiern, und er war in Verlegenheit, wie er sich dabey benehmen sollte.

„Ich weiß in der That nicht, — sagte er verwundert — wie du mir vorkommst. Habe ich denn auf einmal meinen Werth bey dir so ganz verloren, daß du froh bist meiner los zu werden?“ —

Robert. Ich bitte dich, Freund, wie kannst du auf einen solchen Gedanken fallen? Soll ich denn so eigennützig seyn, und mich über dein Glück nicht freuen, weil ich dabey leide? Du warst Jahre lang mein Führer, Rathgeber, Tröster und Wohlthäter, mein bester, einziger Freund und Vertrauter; der tägliche Umgang mit dir ist mir so zum Bedürfniß geworden, daß ich ihn nicht gern Einen Tag entbehre, und ich fühle, daß es meinem Herzen eine tiefe, schmerzhafte Wunde schlagen wird, dich scheiden zu sehen an einen fernen Ort, wohin ich dir nicht folgen kann, und allein zurückbleiben zu müssen in einer Heimath, wo ich ein Fremdling bin; aber diese Trennung wird deine Lage verbessern, deine Aussichten in die Zukunft erheitern, und deine gerechten Ansprüche befriedigen, wird dir vielleicht bald den köstlichen Genuß häuslicher Glückseligkeit verschaffen, — und das sollte ich dir darum nicht gönnen, mich darum nicht aufrichtig

und herzlich darüber freuen, weil ich selbst dabey verliere?

Meier (vergnügter). Du liebst mich also wirklich, würdest dich ungern von mir trennen, mich gern noch länger an deiner Seite behalten?

Robert. O wenn es seyn könnte, immer und ewig!

Meier (mit dem Ausdrucke der innigsten Freude). Laß dich umarmen! — Und noch einmal — zum heiligen Unterpfande, daß wir beysammen bleiben.

Robert. Weißt du noch, wie wir gestern Abends am Claviere sangen: „Was fragt nach tausend Meilen die Macht der Sympathie! Du kannst dem Aug' enteilen; dem Herzen aber nie.“ Da glaubt' ich freylich noch nicht, daß ich mir in Kurzem diesen Trost selbst würde zurufen müssen.

Meier. Nein, mein Freund! wir bleiben noch beysammen, und das im eigentlichsten Sinne. Mein gnädiger Gönner mag es immer ungnädig aufnehmen, wenn ich ihm antworte, daß ich von seinem wohlwollenden Anerbieten keinen Gebrauch machen kann. Ich wandle die Bahn durchs Leben an der Hand meines braven Felser fort, und bin überglücklich durch seine Liebe.

Robert. Wie? Du willst den vortheilhaften Ruf ausschlagen?

Meier. Konntest du denn wirklich erwarten, daß ich ihn annehmen würde?

Robert. Freund, du bist im Begriff, eine Unbesonnenheit zu begehen, die du zu spät bereuen könntest. Man wird selten so, wie du, berufen; und wenn man dann Jahre lang vergebens sucht und wirbt, und mit aller Anstrengung das gewünschte Ziel nicht erreichen kann, so ist es kein Scherz, das angebotene Glück von sich gestoßen zu haben.

Meier. O mache meinen Entschluß nicht aufs neue wankend; ich war so froh, daß er in meiner Seele fest stand. Mich von dir zu trennen! Bey Gott! der Gedanke schon ist mir unerträglich.

Robert. Sey versichert, daß er mir eben so empfindlich ist, als dir; aber es muß seyn. Beruf geht vor Freundschaft. Du hast jetzt die schönste Aussicht und Anwartschaft zu einem festen Platze, einem bestimmten Wirkungskreise, der dich in den Stand setzen wird, deine gesammelten Kenntnisse anzuwenden, und dich der Brüderwelt nützlich zu machen. Nach diesem Ziele muß dein ganzes Streben gerichtet seyn, und du wolltest

ihm ausweichen, da es dir durch einen Gönner den du mir schon sonst als einen edlen Mann gerühmt hast, entgegengerückt wird?

Meier. Du kannst recht haben; aber mein Herz stößt deine Gründe zurück.

Robert. Das Herz hat hier keine Stimme; die Vernunft allein muß entscheiden. Und was gebietet sie dir?

Meier. Ach! sie ist freylich mit der deinigen einverstanden.

Robert. So gehorche der Vernunft, und unterwirf ihr dein Herz, wie ich ihr das meinige unterwerfen muß.

Meier. Du willst also, daß ich dich verlassen soll?

Robert. Ich bitte dich darum, weil ich dich liebe, und nichts sehnlicher, als dein wahres Glück wünsche.

Meier. Die Vorstellung, dich mit deinen Sorgen allein zu wissen, wird mir jeden frohen Genuß verbittern.

Robert. Sey ruhig für mich; ich werde nun auch einen Versuch machen, mich meiner Bestimmung zu nähern, und wenn mir das Schicksal günstig ist, so würde ich mich vielleicht selbst von dir trennen müssen.

Meier (mit erheiterter Miene). Hast du etwa schon gute Aussichten?

Robert (stockend). Ich hoffe, und Hoffnung läßt ja nicht zu Schanden werden. Kurz, du gehst, wohin dich dein guter Genius ruft. An diesem Orte ist einmal für dich keine bleibende Stätte.

Meier. Du willst es, und ich folge. Ich habe es nicht gewollt.

Robert. Du hättest voraussehen können, daß ich deinen Entschluß nicht billigen würde. Er war nicht ganz überlegt.

Meier. Er war die Wirkung meiner zärtlichen Freundschaft für dich. Das sollte mich ja wohl bey deinem Herzen entschuldigen?

Robert. Er würde meine Liebe zu dir noch verstärken, wenn diese anders eines Zusatzes fähig wäre. Ziehe hin, und sey glücklich. Unsere Seelen bleiben sich verwandt, und so lange es noch Wege giebt, einander von unsern Schicksalen zu benachrichtigen, so werden wir sie auch gewiß mit einander theilen.

Meier. Ich werde nur dann mit meiner Lage zufrieden seyn, wenn ich höre, daß du Ursache hast, es mit der deinigen zu seyn.

Robert. Der uneigennützige Wunsch eines redlichen Freundes wird nicht unerfüllt bleiben. Ich denke selbst, es soll auch mit mir besser werden. Wäre es aber auch nicht, so kann ich dir wenigstens die Beruhigung versprechen, daß du nie von deinem Freunde hören sollst, er habe sich erniedrigt, und Glück durch eine Pflichtverletzung erkauft.

Meier. Das würde ich von meinem Felser nicht glauben, wenn ich es auch hörte.

Robert. Wer dann von uns beyden bestimmt ist, auf dem Grabhügel des Andern zu weinen, müsse mit Ueberzeugung sagen können: Der hier schlummert, war gut, und ist es geblieben bis in den Tod; daß sein trübes Auge sich erheitre und hoffnungsvoll emporblicke nach dem unbekannten Lande, wo die Guten sich wiederfinden und vereinigt fortsetzen sollen, was sie hier anfiengen.

Meier. Bruder, du bist stärker, als ich. Mein Herz wird dich verehren und lieben, so lange es noch ein Gefühl hat.

Auf diese Art hatte Robert selbst seinen Freund dahin gebracht, ihn zu verlassen, und in das Verhältniß zu treten, das ihm jetzt offen stand.

Ich bin weit entfernt, der uneigennützigen Freundschaft unsers Roberts eine Lobrede zu halten; denn so wahr es auch immer seyn mag, daß sie in der wirklichen Welt selten anzutreffen ist, so wird sie dadurch immer noch nichts Verdienstliches oder Außerordentliches, das über die Forderungen der praktischen Vernunft hinausginge. Wenn das Mädchen ihren Geliebten an den Ort ihres Aufenthalts kettet, und ihn durch zärtliche Ueberredung zurückhält, sein Fortkommen an einem andern Orte zu suchen, wo er es aller Wahrscheinlichkeit nach leichter und früher finden würde, weil es ihrem Herzen wehe thut, sich von ihrem Lieblinge auf einige Zeit trennen zu müssen, weil sie vielleicht fürchtet, daß die Entfernung ihn gegen sie kälter machen, und sie vielleicht gar um das gewünschte Glück seines Besitzes bringen möchte: so folgt sie hierinn freylich dem unwillkührlichen Drange ihres Herzens; aber es bleibt darum immer ein fehlerhaftes Betragen, weil es aus einem Eigennutze entspringt, der, so liebenswürdig er selbst ihrem Freunde vorkommen mag, weder ihrem Verstande noch ihrem Herzen zur Ehre gereicht. Das wahrhaft edle Mädchen wird ihren Liebling gewiß nicht auf dem Wege zu seiner Bestimmung zurücke halten, sie wird ihr eignes Vergnügen seinem

Glücke aufopfern, wird die Leiden der Trennung, als eine wohlthätige Nothwendigkeit, willig ertragen, und der Furcht, ihren Freund zu verlieren, die vernünftige Vorstellung entgegensetzen, daß ein Herz, welches die Entfernung von dem geliebten Gegenstande kalt und treulos macht, ihrer Liebe nicht werth sey. Der Wunsch, mit einem edeldenkenden Freunde auf immer vereinigt zu bleiben, und das Vergnügen seines persönlichen Umgangs ununterbrochen zu genießen, ist allerdings ein sehr erlaubter und sogar rühmlicher Eigennutz; sobald man sich aber durch ihn bestimmen läßt, den geliebten Freund an der Erfüllung einer Pflicht zu verhindern, die er dem Ganzen und sich selbst schuldig ist, so handelt man nicht, wie man soll, sondern unrecht und fehlerhaft. Das Herz hat in diesem Falle keine Stimme, sondern einzig und allein die Vernunft.

Robert hatte bereits Meiern von dem zu seinem eignen weitern Fortkommen gemachten Plane unterrichtet, und dieser, dem so viel daran gelegen war, die ökonomischen Umstände seines Freundes noch vor seinem Abgange verbessert und für die Zukunft gesichert zu sehen, war ihm selbst zur Ausführung dieses Plans, der seinen ganzen Beyfall hatte, behülflich. — Wenn es irgend einen

Ort giebt, wo die Arzneywissenschaft gedeiht und einen immer blühenden Erwerbszweig darbietet, so ist es Lusthofen. Es wird daselbst viel gegessen, getrunken und — getanzt; daher es kein Wunder ist, daß nicht blos die privilegirten und approbirten Aerzte, deren es hier eine beträchtliche Anzahl giebt, sondern auch alle Pfuscher und Quacksalber vollauf zu thun haben, um die geschwächten Kräfte zu stärken, und die zerstörte Gesundheit, so gut es geht, wieder herzustellen. Jede vornehme Familie hat da ihren eigenen bestimmten Hausarzt, der die Verbindlichkeit hat, wöchentlich einigemale unter den Gliedern der Familie Revüe zu halten, und, wenn sich nirgends ein krankhafter Zustand äußert, wenigstens Präservative zu verordnen, wofür er jährlich, nach Beschaffenheit der Umstände, ansehnlich honorirt wird. Hauptkuren werden noch außerordentlich belohnt. Diese Sitte ist in Lusthofen so eingeführt, daß man einer Familie ohne Hausarzt schlechterdings guten Ton absprechen würde, und sie ist auch in der That bey der im Ganzen luxuriösen Lebensart der Einwohner ein Bedürfniß. Man erspart sich dabey die Mühe, nach jeder Fête, Theeparthie und nächtlichen Debauche den Arzt rufen zu lassen, weil er sich immer von

selbst einfindet, um die kleinen Unordnungen im Körper, die das Gefolge des Wohllebens sind, zu repariren. Aus dieser rühmlichen Sorgsamkeit der Lusthofner für die Subsistenz ihrer Aerzte erklärt es sich, daß jeder praktische Arzt, der seine Kunst öffentlich treiben darf, immer noch einen Assistenten, und Mancher, der in vorzüglichem Rufe steht, mehr als einen braucht, um Allen, die seiner Hülfe wirklich bedürfen, oder blos Wohlstands halber nach seinem Zuspruche verlangen, Genüge zu leisten. Zu diesem untergeordneten Dienste in Hygiäens Heiligthume gelangen ihre jüngern Zöglinge, die aus irgend einer Ursache noch nicht geschickt sind, die Weihe zu empfangen, und man erhält zugleich, wenn man das Glück hat, bey einem promovirten Arzte als Famulus unterzukommen, ein stilles Recht, das freylich auf bloßer Connivenz beruht, auf eigne Rechnung zu kuriren. Wie dem auch sey, jeder Candidat der Arzneikunde, der sich in so einem Verhältnisse befindet, hat die schönste Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern und mannichfache Erfahrungen zu sammeln, die er auf eine andere Art nicht so leicht erlangen kann; überdieß sind die Lusthofner schon gewohnt, neben dem Arzte auch den Famulus zu belohnen; und

manche von den berühmtern Aerzten lassen sogar Aermere, die nicht viel bezahlen können, blos durch den Famulus kuriren; so daß es auf jeden Fall für den werdenden Medikus ein Gewinn ist, der Assistent eines schon vollendeten zu werden.

Robert wünschte, in ein solches Verhältniß treten zu können, mehr um seiner Bildung und Vervollkommnung willen, als wegen der damit verbundenen äußerlichen Vortheile, ob sie gleich in seiner jetzigen Dürftigkeit nicht zu verachten waren. Dies war eigentlich der Plan, den Robert seinem Freunde mittheilte, und den dieser zu befördern aus aller Kraft sich bemühte. Der bescheidne junge Mann war mit seinem Schicksale vollkommen zufrieden, wenn er es vor der Hand nur zu so einer Adjunktur bey einem ausübenden Arzte bringen konnte; nur war es schlimm für unsern Robert, daß gerade jetzt alle Lusthofner Aerzte mit brauchbaren Subjekten versorgt waren, und daß außer ihm noch Mehrere auf etwa bevorstehende Vakanzen spekulirten. Meier ließ es eben so wenig an Nachfragen und Erkundigungen fehlen, als Robert selbst; er bat sogar die Familien, wo er Unterricht gegeben hatte, die Geschicklichkeit seines Freundes ihren Hausärzten anzuempfehlen; aber leider! schienen

ihre gemeinschaftlichen Bemühungen fruchtlos zu bleiben.

Schon nahte die düstre Stunde der Trennung; schon befand sich Meier in der traurigen Nothwendigkeit, Anstalten zur Abreise zu machen, und sah noch immer seinen Freund in gänzlicher Ungewißheit über sein künftiges Schicksal.

Robert verlohr die Hoffnung und den Muth noch nicht, aber Meiers Herz ward von Furcht und Zweifeln beunruhigt. Es war ihm nach dem, was er bereits gethan hatte, nichts mehr zu thun übrig, um Roberten zu dem Platze zu verhelfen, den er wünschte und suchte, und der ihm jetzt allein eine sorgenfreye Zukunft sichern konnte. Schon wankte er wieder in seinem Entschlusse, ihn zu verlassen, und wenigstens wollte er seinen Gönner bitten, ihm mit der Erfüllung seiner Verbindlichkeit noch einigen Aufschub zu verstatten: da ward auf einmal Roberts Himmel licht, und der freundliche Sonnenstrahl, der ihm entgegenglänzte, theilte zugleich die Wolken in der Seele seines Vertrauten.

Robert hatte in seiner Krankheit an einem gewissen Faller, dem Famulus des Doktor Bernhard, der sein Retter war, einen Freund gewonnen, der sich für ihn interessirte, und ihm

die erwünschte Nachricht brachte, daß er selbst in wenig Wochen von seinem Prinzipal abgehen und promoviren werde. Bis jetzt habe er sein Vorhaben noch geheim gehalten, und Robert habe daher keine ihm nachtheiligen Collisionen zu befürchten, wenn er ohne Zeitverlust sich dem braven Doktor vorstelle, und ihn ersuche, bey der Wiederbesetzung dieser wirklich vortheilhaften Famulatur auf ihn Rücksicht zu nehmen. Er, Faller, selbst habe ihn schon seinem Prinzipal als ein würdiges Subjekt empfohlen, und verspreche sich nicht ohne Grund einen für ihn glücklichen Erfolg.

Robert dankte dem menschenfreundlichen Faller für seine ihm unerwartete Fürsorge mit einer Thräne der Rührung im Auge, und freudig rief er Meiern entgegen, als dieser nach einer kurzen Abwesenheit zurükkam: Nein, der ist nicht vom Schicksal ganz verlassen, dem in der Noth ein Freund erscheint! Meier war vor Freude und Entzücken außer sich, als ihm Robert erzählte, was mittlerweile vorgefallen war, und bedauerte nur, daß er Fallern, der schon fort war, nicht um den Hals fallen, und ihn, als den Wohlthäter seines Freundes und zugleich seinen eignen, segnen konnte.

Robert ließ sich gern gefallen, zum Doktor Bernhard zu gehen, und ihm seine Dienste anzubieten; denn er war weit entfernt von der Grille jener überspannten Köpfe, die ihre Ehre zu verletzen glauben, wenn sie einen ihren Kräften angemessenen Wirkungskreis suchen, die vielmehr verlangen, daß man ihren Wünschen zuvorkomme und ihnen die Gewährung derselben entgegenbringe. Jeder, — dieß war der vernünftige Grundsatz, von welchem er ausgieng — Jeder hat das Recht, der bürgerlichen Gesellschaft, und denjenigen ihrer Glieder, die eine entscheidende Stimme haben, zu sagen: Das ist mein Plan; auf diese Art wünsche ich zu wirken und mich nützlich zu machen; zu diesem Fache habe ich mich vorbereitet. Prüft mich, ob ich dazu tauge, und wenn kein Würdigerer mir im Wege steht, so laßt mich von meinen Fähigkeiten Gebrauch machen, so weist mir den Platz an, über welchen ihr zu entscheiden habt, und setzt mich auf diese Art in den Stand, Andern zu nützen und mir zugleich meinen Unterhalt zu erwerben. Jeder ist sogar verpflichtet, sich anzubieten und einen bestimmten Wirkungskreis zu suchen; denn die Gesellschaft kann ja sonst nicht wissen, ob er wirken und ihr nützen will; sie kann auch nicht wis-

sen, wozu er sich schicke, für welches Fach er sich brauchbar gemacht habe; und derjenige handelt daher eben so thöricht als unrecht, der abwarten zu müssen glaubt, bis man ihn suchen und rufen wird. Er verliert darüber einen beträchtlichen Theil seines Lebens, den er hätte zu wohlthätiger Wirksamkeit anwenden können, und setzt sich der Gefahr aus, seine gerechtesten Ansprüche nie anerkannt und befriedigt zu sehen. Suchet, — heißt es — so werdet ihr finden; und das von Rechtswegen; wer nicht sucht, ist selbst schuld, wenn er nicht findet.

Robert versäumte, diesem Grundsatze gemäß, keine Zeit, sich zum Doktor Bernhard zu verfügen, und mit Fallers schon vorhergegangener Empfehlung seine eignen Bitten zu vereinigen. Der sonst so heitre und freundliche Mann empfieng ihn ernsthaft und beynahe finster. Auch schien er mit der Absicht seines Besuchs ganz fremd zu seyn. Robert ließ sich dadurch nicht zurückschrecken; er wagte freymüthig und bescheiden seine Bitte, und verschwieg geflissentlich, daß er ihm schon durch Herrn Faller empfohlen zu seyn glaube.

„Herr Felser, — sagte der Arzt — Ihr Gesuch ist von Bedeutung; ich brauche zu meinem

Famulus einen vorzüglich geschickten und erfahrnen Mann; denn meine ausgebreitete Praxis, der häufige Anlauf von Leidenden, die meine Hülfe verlangen, nöthigt mich, meinem Gehülfen Manches zu überlassen, was ich mit Vergnügen selbst verrichten würde, wenn ich es vermöchte. Er muß im Stande seyn, mir die Symptome jedes krankhaften Zustandes, den ich nicht selbst beobachten kann, treu und richtig zu referiren, und wo schleunige Hülfe erforderlich ist, selbst die zweckmäßigen Mittel verordnen können; auch weiß ich recht gut, daß Viele aus der ärmern Volksklasse sich blos an den Famulus eines im Rufe stehenden Arztes wenden, weil man voraussetzen zu können glaubt, daß dieser keinem ungeschickten Manne das wichtige Geschäft, ihm beyzustehen, werde übertragen haben, und ich bin daher verbunden, bey der Wahl eines solchen Mannes vorsichtig und gewissenhaft zu verfahren."

Robert. Herr Doktor, ich habe Alles das, was Sie mir so eben gesagt haben und allerdings sagen mußten, mir selbst und wiederholt vorgehalten, ehe ich es wagte, Ihnen meinen Diensteifer für ein so ernsthaftes und wichtiges Geschäft anzubieten.

Der Doktor (ihn freundlich bey der Hand fassend). Kommen Sie, und setzen Sie sich zu mir; wir wollen ausführlicher von der Sache sprechen. — Ich habe damals, als ich Sie in einer traurigen Lage kennen lernte, bemerkt, daß Sie fleißig gewesen sind. Sie beurtheilten ihre eigne Krankheit recht gut und richtig, ob sie gleich nicht zu den leichtesten und gemeinsten gehörte; Sie haben seitdem Gelegenheit gehabt, Ihre Kenntnisse zu erweitern, und ich kann mir daher allerdings etwas von Ihnen versprechen; aber freylich werden Sie es mir auch verzeihen müssen, wenn ich mich durch diese bloße Präsumtion noch nicht bestimmen lasse, mit Ihnen in die genauere Verbindung zu treten, welche Sie wünschen.

Robert. Haben Sie die Güte, mich zu prüfen, so streng, als es Ihre Pflicht heischt, und seyn Sie versichert, daß ich dem Geschickteren und Würdigeren willig nachstehen werde.

Der Doktor. Ich würde Sie gebeten haben, sich diese nothwendige Prüfung gefallen zu lassen; da Sie mich aber selbst dazu auffordern, so darf ich um so weniger fürchten, Sie dadurch zu beleidigen. Doch vorher noch eine Frage, die Sie mir ebenfalls verzeihen werden. Wie lange haben Sie bereits studirt?

Robert. Beynahe fünf Jahre.

Der Doktor. So wundere ich mich, daß Sie noch nicht nach höhern Würden adspiriren.

Robert. Dazu bin ich noch theils zu unerfahren; theils auch zu arm.

Der Doktor (lächelnd). Auf das erstere Hinderniß pflegen unsre jungen Mediziner in der Regel wenig Rücksicht zu nehmen. Wenn sie sich getrauen, das Examen zu überstehen, so halten sie sich für vollkommen würdig, mit dem Doktorhute gekrönt zu werden.

Robert. Den sie leider! zum Schaden für die Menschheit erhalten.

Der Doktor. Freylich sollten unsre medizinischen Fakultäten sichrere Proben der Würdigkeit zu Bedingungen der Rechte machen, die sie ertheilen.

Der Doktor kam nach dieser Abschweifung seinem Zwecke näher, und prüfte Roberten zwey volle Stunden in allen Fächern der Wissenschaft, welcher er sich gewidmet hatte. Er fand seine Erwartung von ihm nicht blos befriedigt, sondern weit übertroffen. — Ich würde — sagte er am Ende der Unterredung — ungerecht gegen Sie und die Menschheit seyn, wenn ich Sie mit Ihrem Anerbieten, sich verdient und nützlich zu

machen, zurückwiese. Im Gegentheile fühle ich mich glücklich, Sie in die Mitte der leidenden Menschheit einzuführen, und Ihnen die schätzbare Gelegenheit zu verschaffen, ihr Tröster und Retter zu werden.

Robert. Dank, herzlichen Dank Ihnen, daß Sie meinen Diensteifer nicht verschmähen. Von Ihnen belehrt und geleitet, mit Ihren Einsichten und Erfahrungen bereichert, hoffe ich dereinst zu werden, was ich noch nicht seyn kann, aber gern werden möchte. Ich werde nie einen unvorsichtigen Schritt thun; nie in einem bedenklichen Falle entscheiden, ohne durch Ihr Urtheil gesichert zu seyn; nie das Recht, an Ihrer Seite zu wirken, eigennützig mißbrauchen.

Der Doktor. Sie bedürfen dieser Versicherungen nicht. Wer mit so viel Hindernissen zu kämpfen hat, wie es bey Ihnen der Fall war, und sich dennoch durchkämpft, und es so weit bringt, wie Sie es gebracht haben, dem kann es nicht an einem guten und redlichen Willen fehlen.

Robert (mit bescheidner Verbeugung). Herr Doktor, Ihre Güte beschämt mich.

Der Doktor. Nein, lieber Feiser, nur der hat Ursache, sich zu schämen, dessen Selbstgefühl dem Lobe widerspricht, das ihm zu Theil

wird. Ich habe Sie seit jener Periode ihrer Krankheit und Genesung im Stillen beobachtet, und mich über Ihre Beharrlichkeit im Guten herzlich gefreut. Schon früher würde ich Ihnen bewiesen haben, daß ich mich für Ihr Schicksal interessire, wenn sich dazu eine schickliche Gelegenheit hätte finden wollen. Es ist mir angenehm, sie gefunden zu haben, und ich verspreche mir von der nähern Verbindung mit Ihnen einen schönen Gewinn für mich selbst.

Robert. O! Sie haben meinen Glauben an die Menschheit gestärkt; diese Wohlthat wird mein Herz unauflöslich an Sie gekettet halten.

Der Doktor. Sie werden mir mehr als bloßer Famulus seyn; Sie werden bey mir wohnen, mit mir essen, Arbeit und Ruhe mit mir theilen. Der rechtschaffene Mann ist mein Freund, auch wenn er noch nicht das Alter erreicht hat, über welches ich schon hinaus bin, und noch keinen öffentlichen Charakter bekleidet. Vielleicht gelingt es Ihnen, den Kummer über unglückliche Familienverhältnisse in einem Hause, wo Liebe und Herzlichkeit wohnt, zu vergessen.

Robert. Ich werde Sie als meinen Vater betrachten, und kindlich verehren. (Umsonst suchte Robert eine Thräne der Rührung zu

verbergen;' sie drängte sich unaufhaltsam aus seinem Auge.)

Der Doktor (ihm die Hand mit Wärme drückend). Wackrer Maur, Sie haben eine glückliche Wahl getroffen, daß Sie sich zum Arzte bestimmt haben. Ihr gefühlvolles Herz giebt Ihnen dazu eben so viel Beruf, als Ihr Talent. Sie werden es erfahren, wie geäußerte Theilnahme mit dem Zustande eines Leidenden die Kraft unsrer Medikamente unterstützt, wie heilsam freundliche Zusprache zur Beruhigung der Seele auch auf den Körper wirkt. Wahrlich, kein Vater sollte seinen Sohn zum Arzte bestimmen, wenn er an ihm ein kaltes, unempfindliches Herz wahrnimmt. Freylich erschwert dieses Mitgefühl unsern Beruf; es ist ein schmerzhafter Anblick, wenn Gatten, Eltern und Kinder die Hände ringen, uns um Hülfe für ihren mit dem Tode ringenden Geliebten anflehen, und wir nicht helfen können; aber es verschönt auch unsern Beruf, und belohnt ihn mit den süssesten Freuden, wenn es uns gelang, einen gefährlichen Kranken zu retten, und ihn den Seinigen wiederzugeben. Wohl Ihnen, der Sie ein Herz haben, das fühlen kann! Sie werden für die leidende Menschheit zwiefach wohlthätig wirken.

Robert. Ich habe einst selbst erfahren, was ein theilnehmender Arzt vermag. Dieses Andenken wird mir bey meinem künftigen Berufe unaufhörlich vorschweben, und mein Gefühl vor Abstumpfung verwahren.

Der Doktor ward jetzt eben zu einem Patienten gerufen. Begleiten Sie mich — sagte er — von jetzt an, und sobald Sie sich einrichten können, beziehen Sie mein Haus.

Robert dankte noch einmal mit Wärme, und fühlte sich unaussprechlich glücklich. Meier war es mit ihm, als ihn Robert nach seiner Zurükkunft von dem erwünschten Erfolge seines Gesuchs unterrichtete, und ruhiger sahen beyde der Trennung entgegen, die ihrer wartete. Aber, als die Stunde des Abschieds nun schlug, da wurden ihre Herzen doch weich, und ihre Augen trübe.

Robert ging mit seinem Freunde dem Postwagen eine Strecke voraus, und dicht aneinander lagerten sie sich bis zur Ankunft des langsamen Fuhrwerks im Schatten einer bejahrten Eiche. Da träumten sie noch einmal die Vergangenheit zurück, die sie in süßer Vertraulichkeit durchlebt hatten, dankten einander für erwiesene Liebe und Güte mit inniger Rührung, be-

festigten ihren Bund, den sie einst auch im Heiligthume der Natur geschlossen hatten, und gelobten einander wechselseitiges, unaufhörliches Andenken. Meier beschrieb Roberten die angenehmen Naturgegenden seines künftigen Aufenthalts, die ihm noch aus vorigen Zeiten erinnerlich waren; mahlte ihm einige seiner gewesenen Lieblingsplätze, die er nun wiedersehen und oft in den Stunden der Einsamkeit besuchen würde, um sich daselbst im Geiste mit seinem geschiedenen Freunde zu unterhalten; schilderte, wie er sich da nach ihm sehnen, sich sein Bild vergegenwärtigen, und auf Flügeln der Phantasie zu ihm hineilen würde.

„Nun, Bruder, — fiel Robert mit Affect ein — wenn in des Abends stillem Scheine dir eine lächelnde Gestalt am Rasensitz im Eichenhaine mit Wink und Gruß vorüberwallt: das ist des Freundes treuer Geist, der Freud' und Frieden dir verheißt.“ Und Meier setzte mit schwärmerischem Feuer hinzu: „Fühlst du beym seligen Verlieren in des Vergangnen Zauberland ein lindes geistiges Berühren um Wang' und Blick und Mund und Hand, und wankt der Kerze flatternd Licht: es ist mein Geist, o zweifle nicht!“ Dann folgte noch das gegenseitige heilige Versprechen,

sich oft schriftlich zu unterreden, um ihre frohen und widrigen Begegnisse auch noch in der Entfernung mit einander theilen zu können.

Der Postwagen war mittlerweile, ohne von ihnen bemerkt zu werden, schon ganz nahe gekommen. Bestürzt sprangen sie auf, als sie ihn gewahr wurden; ihre Herzen waren gebrochen; Thränen erstickten ihre Worte, und mit Schluchzen stürzten sie einander in die Arme. So blieben sie Minutenlang Herz an Herz, Lippe an Lippe gepreßt, und mit einem „Leb' wohl und vergiß mich nicht!“ dem heissesten, das je ein Freund dem andern, ein Geliebter dem Liebling zurief, schieden sie von einander, um sich vielleicht auf dieser Erde nie wiederzusehen. Robert sah mit unverwandten Augen dem Postwagen nach; Meier sah noch hundertmal zurück, bis sie einander ganz aus dem Gesichtskreise verschwanden. Traurig, jedoch nicht außer Fassung, kehrte Robert in seine Wohnung zurück, die er gleich am folgenden Tage mit dem freundlichern Aufenthalte im Hause des Doktor Bernhards vertauschte.

Die glücklichere Lage, in welcher er sich hier befand, war ihm ein Antrieb, seine Thätigkeit zu verdoppeln, und ehe ein Jahr vergieng,

hatte er durch Praxis und Erfahrung in seiner Wissenschaft so beträchtliche Fortschritte gemacht, daß er sich mit manchem promovirten Arzte messen konnte. Sein Prinzipal gewann ihn mit jedem Tage lieber, und, um es beyläufig zu sagen, auch die einzige Tochter desselben, die, ohne schön zu seyn, dennoch artig und gefällig genug war, um das Herz eines jungen gefühlvollen Mannes zu fesseln. Robert war, auch seiner äußerlichen Bildung nach, ein vollendeter Jüngling, und je mehr er sich dem männlichen Alter näherte, je stärker die charakteristischen Züge seines Gesichts hervortraten, desto interessanter ward er dem schönen Geschlechte. Das Seelenvolle und Durchdringende in seinem Auge, das Sanfte und Wohlwollende in seiner Miene, das Edle und Feine in seinem Betragen, Alles dies vereinigte sich, ihm die glänzendsten Eroberungen in der Frauenzimmerwelt zuzusichern, wenn es sich mit seiner Denkungsart vertragen hätte, darnach auszugehen. Er hielt es auf der einen Seite für unbesonnen, sich in eine für die Gegenwart zwecklose Verbindung einzulassen, die ihn blos zerstreuen, von seinem Berufe abziehen, und in Sorge und Unruhe versetzen, ja vielleicht früher oder später in die unangenehmsten Verlegenheiten

verwickeln könnte; auf der andern Seite hielt er es für grausam, ein schwaches weibliches Geschöpf mit leeren Hoffnungen zu täuschen, da er wohl wußte, daß kein Mädchen liebt, ohne auf die Hand des Geliebten Anspruch zu machen. Robert dachte und handelte in dieser Hinsicht gewiß, wie jeder junge Mann denken und handeln sollte. Die frühen Liebschaften und Verbindungen, die so oft geknüpft und sogar feierlich beschworen werden, wenn der eine Theil noch nicht an Heyrath und Ehe denken kann, setzen den Jüngling in der würdigen Vorbereitung zu seinem künftigen Berufe merklich zurück. An der Seite seines Mädchens vertändelt er manche Stunde, die er nützen könnte, verliert sich in süsse Träume und liebliche Schwärmereyen, die ihm mitten unter seinen Arbeiten vorschweben, und seine Aufmerksamkeit theilen, giebt sich den Quaalen der Eifersucht hin, die seine Ruhe stören und seinen Geist zu ernsthaften Beschäftigungen unfähig machen; sie sind Ursache, daß er sich zu Amt und Beruf drängt, ehe er noch geschickt ist, ihm gehörig vorzustehen, und setzen ihn oft in die traurige Alternative, entweder treulos und wortbrüchig zu werden, oder sich selbst und den Frieden seines ganzen Lebens dem geleisteten Versprechen auf-

zuopfern. Nichts ist veränderlicher, als das menschliche Herz; oft wird es nach einer längern oder kürzern Zeit kalt und gleichgültig gegen den Gegenstand, den es mit warmer Zuneigung umfaßte; nicht selten führt auch das Schicksal Umstände und Verhältnisse herbey, die man auf keine Weise voraussehen konnte, und die es beynahe unvermeidlich machen, die geschlossene Verbindung wieder aufzuheben; dann tritt der Fall ein, wo man die jugendliche Unbesonnenheit einsieht, auf das bitterste bereut, und gern viel darum geben würde, wenn es möglich wäre, sie ungeschehen zu machen. Die meisten Jünglinge gelangen zu dieser Einsicht erst durch eigne Erfahrung; Robert hatte sie durch Beobachtung Anderer gewonnen, und sich daraus den Grundsatz abstrahirt, daß es thöricht sey, eine Gefährtin des Lebens zu wählen, ehe man noch Zeit und Gelegenheit hatte, sie zu prüfen; daß es unvorsichtig sey, sich Verbindlichkeiten aufzulegen, von denen es ungewiß ist, ob man sie je werde erfüllen können, und daß es folglich Pflicht sey, die feurigste Zuneigung in sich zu verschließen, damit man nicht in dem Herzen der Geliebten süße Hoffnungen erwecke und nähre, die sich, bey der Veränderlichkeit der Neigungen und Umstände,

früher oder später in eine bittere Täuschung auflösen könnten. Je schwerer es war, bey dem täglichen Umgange mit einem sanften und liebenswürdigen Mädchen, wie Caroline Bernhard war, diesem Grundsatze treu zu bleiben, desto rühmlicher war es für ihn, der, ohne ängstliche Zurückhaltung, dennoch auf keine Art verrieth, daß sein Herz mehr als Achtung und Freundschaft für sie empfinde.

Caroline hatte seit einigen Jahren ihre Mutter verloren, aber, schon frühzeitig von ihr zur Arbeitsamkeit und Ordnung angehalten, verwaltete sie das Hauswesen so, daß sie ihrem Vater nichts zu wünschen übrig ließ; und da er sie zärtlich liebte, so mußte ihm nothwendig ihre einstmalige glückliche Versorgung am Herzen liegen. Daß sie Felsern geneigt sey, und sich wahrscheinlich gern entschließen würde, dereinst mit ihm in eine nähere Verbindung zu treten, war ihm eben so wenig unbemerkt geblieben, als es dem Gegenstande ihrer Zuneigung selbst ein Geheimniß war; und er bemerkte es sogar mit Vergnügen, denn er kannte Roberts edlen Charakter, und konnte sich mit Gewißheit versprechen, daß er Carolinen glücklich machen würde, wenn seine Empfindungen mit den ihri-

gen zusammenstimmten. Roberts Betragen ließ ihm jedoch diese wichtige Frage unbeantwortet, und so viel ihm auch daran gelegen war, seine Gesinnungen über diesen Punkt auszuforschen, so hielt er es doch für unschicklich, ihm eine deutlichere Erklärung abzunöthigen. Mehr noch war Carolinen selbst an dieser Erklärung gelegen; aber ob sie ihm gleich dieselbe oft nahe genug legte, so wußte ihr doch Robert immer auf eine feine und nichts weniger als beleidigende Manier zu entschlüpfen. Zwar litt sein fühlendes Herz bey diesem Zwange; aber, es muß so seyn; — dachte er — ein junger Mann, der noch nicht in der Verfassung ist, um die Hand eines Mädchens werben zu können, darf nicht ihr Herz binden.

Uebrigens hatte Robert jetzt vollkommene Ursache, mit seiner Lage zufrieden zu seyn. Frey von drückenden Nahrungssorgen, lebte er sogar gemächlich; denn außer dem jährlichen Gehalte, welchen ihm sein freygebiger Prinzipal ausgesetzt hatte, flossen ihm immer noch, als dem Gehülfen des Doktors, von den reichen Lusthofnern, die ihn consulirten, ansehnliche Geschenke zu, die er jedoch größtentheils dazu verwendete, arme Kranke, die ihn rufen ließen, in ihrem hülflosen

Zustande zu unterstützen, und die Medikamente, die er ihnen verordnete, mit seinem eignen Gelde zu bezahlen. Seine Geschicklichkeit hatte nach einem Verlaufe von zwey Jahren einen so ausgebreiteten Ruf erhalten, daß man sich ihm eben so zuversichtlich anvertraute, als seinem berühmten Meister, und dieser, dem bey seinem zunehmenden Alter die überhäufte Arbeit beschwerlich zu werden anfieng, genehmigte es sehr gern, daß Robert einen Theil derselben allein verrichtete.

Aber nicht blos sein Talent, auch der Eifer und die Unverdrossenheit, mit welcher er seinen Beruf abwartete; auch seine Bescheidenheit, Gefälligkeit und gefühlvolle Theilnahme an dem Zustande der Leidenden, die er besuchte, erwarben ihm allgemeine Achtung und Liebe, und das für ihn so ehrenvolle Zeugniß: Doktor Bernhard habe sich keinen würdigern Nachfolger ausersehen können; denn man hielt es für eine ausgemachte Sache, daß Felser in einiger Zeit promoviren, die Tochter seines Prinzipals heyrathen, und mit seinem Vermögen auch seine Praxis erben würde. Robert hatte selbst Ursache, diese Hoffnung zu hegen, aber zu sehr beschäftigt mit seinem Berufe und den mannigfachen Pflichten, die ihm zu er-

füllen oblagen, dachte er nicht einmal daran, sein eignes Wohl fester zu gründen, und das äußerlich glückliche Verhältniß, in welchem er sich gegenwärtig befand, für die Zukunft sicher zu stellen; am wenigsten ahnete er, daß sein Glück schon so entschieden sey, wie es nach der Meinung der Leute war, die aus dem unbeschränkten Vertrauen, welches der gewissenhafte Arzt auf ihn setzte, und dem ausgezeichneten Wohlwollen, das er gegen ihn blicken ließ, auf eine geheime Verbindung schlossen, die so gut als gewiß sey.

Robert konnte sich diesen gutmüthigen Verdacht gefallen lassen, aber weniger konnte es ihm gleichgültig seyn, — wenn er das anders gewußt hätte — daß ihn seine jungen Kunstverwandten deshalb beneideten, und ihn gern von dem Platze weggedrängt hätten, auf welchem es, wie sie glaubten, so leicht war, eine glänzende Carriere zu machen. Das Unangenehmste für sie war dabey noch dieses, daß Robert sein ihm bevorstehendes Glück wirklich zu verdienen schien, und es gab sogar promovirte Aerzte, die recht herzlich wünschten, ihn aus Lusthofen ganz entfernen zu können, weil sie voraussahen, daß ihm bey dem einstmaligen und schon längst gewünschten Ableben des Doktor Bernhard seine

ganze Praxis zu Theil werden, und die Spekulation, welche sie selbst darauf machten, scheitern würde. Bey dieser ihrer Scheelsucht war es sehr natürlich, daß sie ihn verkleinerten, und ihm den Werth, den er wirklich hatte, abzusprechen suchten. „Es ist wahr, — hieß es — der Herr Felser ist ein recht artiger junger Mann; aber freylich mag es mit seinen Wissenschaften nicht so gar viel seyn. Er hat sonst vom Notenschreiben gelebt, und würde wahrscheinlich das medizinische Studium ganz haben liegen lassen, wenn ihm nicht Mamsell Bernhard zu der Famulatur bey ihrem Vater verholfen hätte. Da hat er nun wohl Gelegenheit, etwas zu lernen, aber jetzt ist er freylich nur noch das Organ seines Prinzipals. Man wird nun sehen, ob er seinen Credit behaupten wird, wenn der Lehrer nicht mehr an der Seite steht. Der gute Doktor macht sich sehr stumpf, und da er ihn einmal zu seinem Schwiegersohne bestimmt hat, so muß man sich wundern, daß er ihn nicht promoviren läßt, und mit dem Mädchen verheyrathet. Er könnte ihm dann noch bey Lebzeiten seine Praxis überlassen. Aber freylich, — wenn es das bloße Promoviren wäre! Da gehen schwere Prüfungen voraus; die Fakultät ertheilt das Recht, zu praktiziren, nicht

Jedem, der etwa gelernt hat, ein Rezept zu schreiben. Ja, wenn Frauenzimmer examinirten, da könnte der junge Mann wohl darauf rechnen, durchzukommen.“ — So urtheilten die jungen Aerzte über unsern Robert, und die ältern, die es hörten, glaubten, es müsse wirklich so seyn, weil sie keine Gelegenheit hatten, sich vom Gegentheile zu überzeugen. Sein Prinzipal, der ihn besser kannte, und, weit entfernt, blos durch ihn zu wirken, ihn oft allein wirken ließ, weil er sich auf seine Einsichten verlassen konnte, ja sogar in seltenen und schwürigen Fällen ihn zu Rathe zog, urtheilte freylich von ihm ganz anders; allein die Verbindung, in welcher er vorgeblich mit ihm stand, machte seine Lobsprüche verdächtig, und gab der Schikane einen scheinbaren Vorwand für ihre hämische Verkleinerung anerkannter Verdienste.

Niemand konnte weniger, als Robert selbst, glauben, daß ein großer Theil seiner Kunstverwandten so feindselig gegen ihn gesinnt sey; denn ihr Betragen gegen ihn verrieth lauter Freundschaft und Wohlwollen, und da er selbst einen Jeden, der nach seinen Kräften nützlich zu werden suchte, wahrhaft hochschätzte und liebte, so konnte er die Achtung und Zuneigung, welche

man gegen ihn äußerte, nicht für Verstellung und Heucheley halten. Er, der sich so wenig auf sein Verdienst einbildete, konnte nicht einmal auf den Gedanken fallen, daß er beneidet und aus diesem Grunde angefeindet werde; denn es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß nur Eitelkeit und Eigendünkel die Verfolgungen der Mißgunst fürchten. Der bescheidne Mann, der seine Mängel nicht weniger, als seine Vorzüge anerkennt, der gern einräumt, daß es genug Andre giebt, die ihn an Werth und Verdienst übertreffen, und der, vermöge jener Erkenntniß, sich selbst nicht beneidenswürdig dünkt, glaubt auch nicht, daß er Andern so vorkomme, und fürchtet folglich auch nichts von einer feindseligen Gesinnung gegen ihn, die nach seinem Urtheile gar nicht statt finden kann. Bey einem Menschen, der überall Neid wittert, und sich immer über Anfeindung und Verfolgung von mißgünstigen Menschen beklagt, kann man beynahe als entschieden voraussetzen, daß er von sich selbst eingenommen sey, und sich Vorzüge beylege, die wegen ihrer Seltenheit schlechterdings Aufmerksamkeit und Eifersucht erregen müßten. Robert glaubte bey weitem nicht so bemerkt zu seyn, als er es wirklich war, und da er das Bewußtseyn hatte, schon

Vielen genützt und noch keinem Einzigen geschadet zu haben, so fiel es ihm nicht ein, daß es Menschen geben könne, die ihm Böses gönnten, und auf eine schickliche Gelegenheit lauerten, ihn in seiner Wirksamkeit zu stören, und sein Glück zu vernichten. Er war zufrieden mit der Welt, weil er es mit sich selbst war; er bemerkte an den Menschen, die ihn umgaben, hier und da Schwachheiten und Mängel, aber Heimtücke und Bosheit in ihren Augen zu lesen, vertrug sich nicht mit der sanften Güte seines Herzens. Freundschaft und zutrauliche Offenheit erwiderte er, wo er sie fand, und er kam dabey nie in Gefahr, die Regeln der Klugheit zu übertreten, weil er in Wahrheit dieser zweydeutigen Tugend nicht bedurfte. Wer sein Gesicht der ganzen Welt zeigen kann, ohne sich dessen schämen zu müssen, braucht es nicht zu verschleyern, und wer immer den geraden Weg geht, sich bey jedem Schritte von vernünftigen Grundsätzen und edlen Absichten leiten läßt; wer immer und überall so spricht, urtheilt und handelt, wie er es vor dem Richterstuhle der Wahrheit verantworten kann, der braucht sich hinter keine täuschende Maske zu verstecken. Freylich hatte Robert unter seinen jetzigen Freunden, die größtentheils aus Kunstverwand-

ten bestanden, noch keinen Meier gefunden; aber theils war sein jetziges Verhältniß nicht dazu geeignet, wahre Freunde zu prüfen; theils fühlte er auch selbst kein Bedürfniß eines solchen Vertrauten, da er noch immer an dem abwesenden Lieblinge fest hieng, und sich wenigstens in jedem Monate einmal schriftlich mit ihm unterhielt. Auch Meier war gegen ihn nach einer zweyjährigen Trennung noch immer der nehmliche; und vertraute ihm jede Angelegenheit seines Herzens, so wichtig oder unbedeutend sie nur immer seyn mochte. In was für einer Lage sich Meier befand, wird am deutlichsten aus einem Briefe unsers Roberts erhellen, worinn dieser zugleich sein eignes Verhältniß eben so kurz und einfach, als wahr und aufrichtig schildert:

Mein Theuerster und Bester!

Du hast allerdings Ursache, auf mich zu zürnen, daß ich meine Antwort auf Deinen letzten Brief so lange verzögert habe; aber Dein edles, liebevolles Herz bürgt mir für Deine Verzeihung, und überhebt mich der Mühe, Entschuldigungen aufzusuchen, die ich am leichtesten in meinen überhäuften Berufsgeschäften finden würde. Die bisherige abwech-

selnde Witterung hat auf die Gesundheit unserer weichlichen Lusthofner den nachtheiligsten Einfluß gehabt, und Alles, was nur Arzt heißt, in Thätigkeit gesetzt. Mein braver Doktor ist selbst unpäßlich, und Du kannst Dir also leicht vorstellen, daß mir wenig Muße übrig bleibt, um sie der Freundschaft zu schenken. Auch dieser Brief ist das Produkt einer nächtlichen Stunde, aus welchem Grunde Du es ihm verzeihen wirst, wenn er hier und da ein finsteres oder doch wenigstens finster scheinendes Ansehen hat.

Daß zwischen Dir und Deinem Prinzipal das gute Vernehmen noch fortdauert; daß Du mit Deinen Zöglingen noch immer zufrieden bist, und durch ihre tägliche Zunahme in nützlichen Kenntnissen Deine Mühe belohnt siehst; daß Du Dein Lilienthal liebgewonnen hast, und die christliche Gemeine, als ihr künftiger Seelsorger, schon jetzt fleißig erbaust; dieß, lieber Freund, erfüllt mein Herz mit dem lebhaftesten Vergnügen, und verschönt mir die Annehmlichkeiten meines eignen Zustandes. Aber ich kann Dir doch auch nicht bergen, daß ich in Einer Hinsicht für Dich fürchte. Du denkst

vernünftig und aufgeklärt, hast hellere Begriffe, als sie in dem Gebiete Deines Aufenthalts herrschend sind; das ist, meines Bedünkens, für Dich eine gefährliche Lage, und ich ersehe auch aus Deinem Briefe, daß man schon von mehr als Einer Seite Deinen vom kirchlichen System in einigen Punkten abweichenden Glauben in Anspruch genommen hat. Ich bin weit entfernt, Dir Vorsichtigkeit und Klugheit zu empfehlen, aber bitten darf ich Dich um Deines eignen Glücks, und was noch mehr sagen will, um Deiner Bestimmung willen, Dich nicht heftig und stürmisch gegen diejenigen zu erklären, deren Begriffe zu eingeschränkt sind, um die Wahrheit, zu welcher Du Dich erhoben hast, zu fassen und anzuerkennen. Du würdest sie durch Deine geschickteste Widerlegung blos gegen Dich aufbringen und erbittern, ohne sie von ihrem Irrthume zu überzeugen; denn die Erfahrung beweißt, daß diese Menschen durch Widerstand nur noch mehr in ihrer Meynung bestärkt werden. Besonders wünschte ich, daß Du mit dem alten Pfarrer des Orts jedes Gespräch über theologische und philosophische Gegenstände zu vermeiden such-

test. Er ist, wie ich aus Deiner Schilderung ersehe, in einem hohen Grade finster, aber doch vielleicht dabey gutmüthiger, als er sich gegen Dich beträgt, da ihn seine Gemeine achtet und liebt. Ich wenigstens habe schon oft die Erfahrung gemacht, daß Altgläubigkeit und Herzensgüte sich sehr wohl mit einander vertragen, und daß im Gegentheile die aufgeklärtesten Menschen nicht immer in moralischer Hinsicht die besten sind. Zudem ist er — und dieß kann für Dich nicht anders als wichtig seyn — der Vater Deiner Wilhelmine, die, nach Deiner Beschreibung, ein sehr liebenswürdiges Mädchen seyn muß. Bis jetzt ist ihm Deine Verbindung mit seiner Tochter noch unbekannt, und sie selbst verheimlicht ihm ihre Liebe zu Dir, weil sie nicht ohne Grund fürchtet, daß er sie mißbilligen und ihr verbieten würde. Der eingeschränkte Alte kann sich nun einmal nicht überzeugen, daß man ein guter Gatte und Vater seyn könne, wenn man nicht Alles wörtlich und buchstäblich glaubt, was in den symbolischen Büchern steht. Sey darum schonend gegen den schwachköpfigen Eiferer, und erspare Dir die

fruchtlose Mühe, seinen verjährten Irrthum zu berichtigen. Wie schmerzhaft müßte es Deiner Wilhelmine, wie kränkend für Dich selbst seyn, wenn er ihr den Umgang mit Dir, als einem Neuling und Ketzer, untersagte! Und würdest Du wohl gern den schon zum Grabe wankenden Greis aus der Welt gehen lassen, ohne seine Einwilligung zu Deiner Verbindung mit seiner Tochter, seinem einzigen Kinde, von ihm erbeten und empfangen zu haben? Noch eins, — Du vergiebst dem wohlmeynenden Plauderer — der Vater Deiner Geliebten weiß, oder kann wenigstens errathen, daß Du zu seinem Nachfolger bestimmt bist. Wie unruhig würde er von seiner Gemeine scheiden, wenn er sie schon im Voraus einem Manne anvertraut sähe, der, nach seiner Vorstellung, die gläubigen Seelen verführt? Wie, wenn er sie jetzt schon vor Dir warnte, sie ermahnte, Dir nicht zu glauben, sondern fest an dem zu halten, was er sie gelehrt habe, wie würde das Deine einstmalige Wirksamkeit beschränken, und den guten Saamen, den Du auszustreuen bemüht wärest, in seinem Keime ersticken? Dein

Prinzipal selbst ist, wie Du ihn schilderst, ein guter, aber nicht ganz aufgeklärter Mann. Ach! Bruder, es kann Dir nicht fremd seyn, wie lichtscheu die meisten gebietenden Herren auch noch in unserm Zeitalter sind, wie geschäftig Fanatismus und Bigotterie sind, die gesunde Menschenvernunft außer Thätigkeit zu setzen! Darum bitte ich Dich herzlich und brüderlich, nicht etwa zu heucheln — denn das wäre schändlich — sondern zu schweigen, wo Du voraussehen kannst, daß es unmöglich seyn würde, zu überzeugen. Ich erinnere mich, daß Du es selbst einst mißbilligtest, wenn, was so oft der Fall ist, unsre jungen Volkslehrer sich in Bestreitung religiöser Irrthümer einlassen, ehe sie noch bey ihren Gemeinen sich Achtung und Zutrauen erworben haben, und ich darf daher jetzt um so weniger fürchten, Dir mit meinem freundschaftlichen Winke zu mißfallen. Möge es Deinem edlen Eifer gelingen, in Deinem jetzigen und künftigen Wirkungskreise recht viel Gutes zu stiften! Möge es der Liebe gelingen, Dir das Herz des Mannes geneigt zu machen, der Dir aus Wahn und Meynung zuwider ist! Die Liebe ver-

einigt ja so oft, was der Glaube getrennt hat. —

Nun auch noch ein Wort von mir selbst; denn ich weiß von Deinem Herzen, daß es Nachricht von meinem Schicksale wünscht, wenn Du sie auch nicht ausdrücklich von mir verlangt hättest. Ich bin noch immer so glücklich, wie man es auf dieser unvollkommenen Erde seyn kann. Ich habe Brod durch Arbeit, die mir, ohngeachtet ihrer großen Beschwerden, leichter wird, als meine vormalige, weil ich sie zum Besten der leidenden Menschheit verrichte. Ich wirke freylich noch nicht selbstständig, aber das thut nichts zur Sache. Ich sehe ja Manchen neben mir, der sich Doktor schelten läßt, und nicht einmal zum Famulus taugen würde. Mein braver Prinzipal hat mir bis jetzt noch keine Veranlassung gegeben, nach einer höhern Stufe zu ringen, und ich achte es für Schuldigkeit, bey ihm auszuhalten, da er bejahrt und schwächlich ist, und mich eines unbedingten Zutrauens würdigt. Freylich, wenn ich Carolinen in ihrer liebenswürdigen Sanftheit, ihrer, besonders an diesem Orte, seltenen Häuslichkeit und ih-

rer unverkennbaren Anhänglichkeit an mich se- he, so erwachen Wünsche, und, wie es immer zu gehen pflegt, zugleich Hoffnungen in mei- nem Herzen, die ich nicht unterdrücken kann, weil sie mir lieb sind. Aber nie würde ich mir die Sünde vergeben können, ihr mein Herz zu öffnen, meine Wünsche und Hoff- nungen mit ihr zu theilen, so lange ich nicht weiß, wie ihr Vater in diesem Punkte ge- sinnt ist, und so lange sich wenigstens doch die Möglichkeit denken läßt, daß er einen an- dern Plan mit ihr habe, als den, mich durch ihre Hand zu beglücken; einen Plan, den Caroline, ohne ungehorsam zu seyn, nicht vereiteln, und ich, ohne mich des Undanks schuldig zu machen, nicht hintertreiben könn- te. Sie schweigt, wie es der weiblichen Sittsamkeit ziemt; er schweigt, vielleicht aus Delikatesse, vielleicht aber auch, weil er mir in dieser Hinsicht nichts zu sagen hat; und ich muß schweigen, weil ich die Ursa- che seines Schweigens nicht errathen kann. Doch die Zeit hat ja schon manches Geheim- niß enthüllt, und manchen verwickelten Kno- ten aufgelöst; von ihr will auch ich einen be- friedigenden Aufschluß des Räthselhaften ru-

big erwarten. Mögen dann auch meine Lieblingswünsche vereitelt, und meine schönsten Hoffnungen zertrümmert werden, wenn mir nur Kraft und Gelegenheit zu nützlicher Wirksamkeit bleibt, so werd' ich mein Schicksal nie kleinmüthig verklagen. Ein treuer und theilnehmender Freund bleibt mir dabey so gewiß, als Dir das treue und liebevolle Herz

Deines

unveränderlichen Freundes
Robert Felser.

Ob es ein unnützer Wink war, den Robert in diesem Briefe seinem Freunde gab, und wie sich sein eignes Schicksal, besonders in Absicht auf Carolinen, entwickelte, wird die Folge lehren.

Die Gesundheitsumstände des Doktor Bernhard besserten sich wenigstens so, daß er wieder seinen Beruf abwarten konnte; aber Roberten begegnete jetzt ein Vorfall, der beynahe seine Wirksamkeit und mithin seine höchste Glückseligkeit zerstört hätte. Unter den zahlreichen Feinden, welche Robert, ohne es selbst zu wissen, an seinen Kunstverwandten hatte, zeichnete sich besonders Einer aus, dem es eben so wenig

an bösem Willen, ihn zu unterdrücken, als an Kraft und Gelegenheit dazu fehlte. Es war der junge Doktor Falk, der Neffe eines medizinischen Professors, ein auch in Hinsicht seiner Kenntnisse und Erfahrungen sehr junger Doktor, der, wie man zu sagen pflegt, ein Auge auf Mamsell Bernhard, und ein zweytes auf das Vermögen und die Praxis ihres Vaters hatte. Zufälligerweise hatte Robert seine Bekanntschaft gemacht, und da sich Falk die Miene eines Freundes gab, so konnte Robert seinem Umgange, den jener selbst absichtlich und geflissentlich suchte, nicht ausweichen. Ja, er war sogar gegen ihn vertraulicher geworden, als gegen Andere, ob man ihn gleich vor ihm, als vor einem falschen und gefährlichen Menschen, gewarnt hatte. Robert verließ sich darauf, daß er ihm nichts vertrauen konnte, dessen er sich hätte schämen müssen, und auf der andern Seite hielt er es für unedel, einen Mann, dessen ganzes Benehmen Aufrichtigkeit und Herzlichkeit verrieth, darum von sich zu entfernen, weil Einige, die ihn vielleicht nicht kannten, oder ihm aus irgend einer Ursache nicht wohlwollten, ungünstig über ihn urtheilten.

Robert konnte es Falken nicht abschla-

gen, in seiner Gesellschaft bisweilen kleine Familienzirkel zu besuchen, wo, wie es die Ordnung des Tages mit sich brachte, über politische Gegenstände gesprochen ward, und wo es weit verdächtiger würde gewesen seyn, zu schweigen, als es gefährlich schien, mitzusprechen, und seine Meynung frey zu bekennen. Robert war Kosmopolit im ächtesten und eigentlichsten Sinne des Worts. Die Fortschritte des Guten machten ihm überall Freude, wo er sie bemerkte, und sein Urtheil über den Werth einer Nation richtete sich nicht darnach, ob ihre bürgerliche Verfassung monarchisch oder republikanisch war. In einem Zeitalter, wo der Partheygeist mehr als jemals überhand genommen hat, und wo man bey Jedem, dem die großen und merkwürdigen Weltbegebenheiten des letztern Jahrzehends nicht ganz gleichgültig sind, voraussetzt, daß er schlechterdings Aristokrat oder Demokrat seyn müsse, war dennoch Robert keins von beyden. Er sah nicht darauf, wer den Staat regiere, auch nicht, von wie vielen und unter welchem Namen die höchste Gewalt ausgeübt werde, sondern wie die Regierung beschaffen sey. Er liebte die Verfassung seines Vaterlandes nicht darum, weil sie monarchisch, sondern vielmehr, weil sie wirklich im

Ganzen so beschaffen war, daß man Ursache hatte, mit ihr zufrieden zu seyn; er haßte aber auch die Verfassung eines fremden Landes darum nicht, weil sie republikanisch war; im Gegentheil interessirte er sich für sie, weil er sah, daß sie auch ihr Gutes hatte, und mit der Zeit noch besser werden könne. Fanatischer Demokratismus, der die Gebrechen und Greuel einer Regierung entschuldigt, ja sogar billigt und lobpreist, bloß, weil die Form derselben republikanisch ist, und in der monarchischen Verfassung seines Landes bey ihrer entschiedenen Güte nur Mängel und Fehler sieht, die eine gewaltsame Umwälzung nothwendig machen, erregte seinen Unwillen eben so sehr, als blinder Aristokratismus, der Ungerechtigkeiten, Anmaßungen, Bedrückungen und Verkehrtheiten das Wort redet, weil sie von einem Monarchen begangen werden, und auf die Verfassung eines andern Landes blos ihrer republikanischen Form wegen schmäht und lästert, und ihr schlechterdings nicht das Gute zugesteht, das sie wirklich hat, und von jedem Vernünftigen dafür anerkannt wird. In jedem Staate — so urtheilte Robert — herrscht neben der Vernunft und Moralität auch die Leidenschaft. Der Ehrgeiz, die Geldsucht, der Privathaß, der Egoismus mischt

sich überall ein, und die freye Republik kann von seinem schädlichen Einflusse eben so wenig befreyt bleiben, als der monarchische Staat. Wer in einem demokratischen Staate lauter Gemeingeist und reinen Patriotismus zu finden glaubt, täuscht sich eben so sehr, als ein anderer, der diese Tugenden als ein ausschließliches Eigenthum der aristokratischen Verfassung betrachtet. — Diesen Grundsätzen gemäß erklärte sich Robert, wo er es nicht vermeiden konnte, sich über politische Angelegenheiten zu äußern. Erhaben über kleinlichen Partheygeist, widerlegte er den schwärmerischen Lobredner der Republik, der in seinem Enthusiasmus sich gegen die monarchische Verfassung seines eigenen Vaterlandes mit unehrerbietiger Heftigkeit äußerte, und eine unedle Neigung verrieth, den Saamen des Aufruhrs und der Revolution unter seinen friedlichen und glücklichen Mitbürgern auszustreuen; aber sanft und bescheiden widersprach er auch dem, der Alles verlästerte und verdammte, was von der Regierung eines demokratischen Landes zur Aufrechthaltung der eingeführten Verfassung unternommen und ausgeführt ward; der die Oberhäupter einer republikanischen Nazion ohne Unterschied für Räuber und Mörder erklärte, deren Unterdrückung und

gänzliche Vernichtung ein verdienstliches Werk sey; der jedes Mittel billigte, das man gebrauchen könne oder wirklich brauchte, um eine solche Verfassung zu zerstören, und das ihr ergebene Volk wider seinen Willen aufs neue zu unterjochen. Bey diesem Benehmen des vorurtheilsfreyen Mannes war es unvermeidlich, daß ihn Einige des Aristokratismus, und Andere des Demokratismus bezüchtigten; denn daß er schlechterdings einer von beyden Partheyen zugethan seyn müsse, war als entschieden vorausgesetzt. Unter beyden Partheyen gab es daher auch Glieder, die in politischer Hinsicht mit ihm unzufrieden waren, weil es ihnen nicht gelungen war, ihn zu ihrem Proselyten zu machen.

Der Zirkel, welchen Robert bisweilen in Falks Gesellschaft besuchte, bestand größtentheils aus eifrigen Aristokraten, die es nicht gerade aus Ueberzeugung von der Vorzüglichkeit dieses Regierungssystems waren, sondern, weil sie dabey ihre Rechnung fanden, und an ihrem äußerlichen Wohlstande zu verlieren fürchteten, wenn sich die gegenwärtige Ordnung der Dinge verändern sollte. Robert mußte hier natürlicherweise als Demokrat erscheinen, weil er in ihren Antirepublikanismus nicht einstimmte, nicht beyfällig zu-

gab, daß in einer gewissen großen Republik lauter Bösewichter und Schurken am Ruder säßen; weil er das Unterdrückungssystem ihrer durch einen unglücklichen Krieg schon entkräfteten Feinde nicht unbedingt billigte, sondern im Gegentheile erklärte, daß es bey den jetzigen Umständen rathsamer sey, mit einer mächtigen Nazion, die das Glück auf ihrer Seite habe, Frieden zu schließen, und die Forderungen der Sieger zu bewilligen, als durch fortgesetzten Krieg einen noch größern Verlust zu wagen, und Millionen dem Elende preiß zu geben.

Niemand schien hierinn mit Roberten mehr einverstanden zu seyn, als Doktor Falk; und gerade dieser ward sein Verräther. Sein Onkel, der medizinische Professor, war gerade von der Akademie zu ihrem Oberhaupte erwählt worden, als an alle Obrigkeiten ein landesherrlicher Befehl erging, auf ihre aufrührerisch gesinnten Unterthanen ein wachsames Auge zu halten, und die Störer der öffentlichen Ruhe und Ordnung, sie möchten nun wirklich dieses Verbrechens überführt, oder dessen verdächtig befunden seyn, zu gerichtlicher Verantwortung zu ziehen. Die Obrigkeiten stellten, diesem Befehle gemäß, Untersuchungen an, und es befand sich in der

That, daß namentlich einige junge Gelehrte in Lusthofen sich über die eingeführte Landesverfassung unbesonnen geäußert, geheime Clubbs unter sich errichtet, revolutionistische Schriften verbreitet, und unter allerley täuschenden Vorspiegelungen die gemeine Volksklasse aufzuwiegeln gesucht hatten. Diese gefährlichen Menschen außer Thätigkeit zu setzen, war allerdings nothwendig, aber wie es immer zu gehen pflegt, man begnügte sich nicht blos, die wirklich Strafbaren aus dem Lusthofner Gebiete zu verbannen, sondern man dehnte den Sinn des Gesetzes noch weiter aus, und übte eine gleiche Härte auch gegen diejenigen aus, die sich über die demokratische Verfassung des Auslandes blos glimpflich erklärt hatten, ohne darum die monarchische ihres Vaterlandes herabzusetzen, oder auf irgend eine gesetzwidrige Art zur gewaltsamen Umkehrung derselben mitzuwirken.

Wie erstaunte Robert, der sich nicht der geringsten Verschuldung bewußt war, als ihm von Seiten der akademischen Regierung angedeutet ward, daß er Lusthofen in einer Frist von zweymal vier und zwanzig Stunden verlassen solle. „Aus Schonung — hieß es in der an ihn erlassenen schriftlichen Insinuation — wolle die

hohe Obrigkeit über ihn keine scharfe und weitläuftige Untersuchung verhängen, die nach den vorliegenden Beweisen seines strafbaren, auf nichts Geringeres, als den Umsturz der öffentlichen Ordnung, abzweckenden Betragens für ihn nicht anders als unglücklich ausfallen könne. Im Fall er jedoch diese großmüthige Nachsicht verschmähe, und der erhaltenen Weisung in der bestimmten Zeit mit schuldigem Gehorsam nachzukommen verabsäume, würde er es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn die Obrigkeit den Weg Rechtens verführe, und zweckdienliche Maaßregeln träfe, sich seiner Person zu versichern.“ Betroffen über dieses unerwartete Verbannungsdekret, aber nicht erschrocken und kleinmüthig, eilte Robert damit zu seinem Lehrer und Wohlthäter, dem Doktor Bernhard, der noch mehr darüber bestürzt war, als Robert selbst, ihm aber sogleich, unter der Bedingung, daß er sich auf seine Unschuld verlassen könne; Schutz und Bürgschaft auf das feyerlichste zusicherte. — Ich danke Ihnen — erwiderte Robert gelassen — für diesen schätzbaren Beweis Ihres Wohlwollens; doch glaube ich nicht, daß ich Ihrer gewichtvollen Intercession bedürfen werde. Das schändliche Werk der Kabale und Verläumdung wird von selbst zusammen-

stürzen, und die Wahrheit, die gute Sache, die ich auf meiner Seite habe, wird sich erheben, und siegen.

„Braver Mann, — sagte der Doktor — mußten auch Sie schon die traurige Erfahrung machen, daß man in dieser Welt nichts Gutes wirken kann, ohne den Neid gegen sich aufzubringen, und sich hämischen Verunglimpfungen auszusetzen?

Robert. Ich läugne nicht, es ist mir unbegreiflich, wie man mich eines Verbrechens beschuldigen kann, das meinem Herzen so ganz fremd ist.

Der Doktor. Sie haben vielleicht gegen einen oder den andern sogenannten guten Freund einige Vorliebe für das demokratische Regierungssystem verrathen, und wie leicht ist es, die unschuldigsten Aeußerungen zu verdrehen, wenn man dazu den bösen Willen hat!

Robert. Nein, wahrlich! nie Vorliebe. Ich freue mich im Gegentheil, und bin stolz darauf, in diesen Zeiten, wo der Partheygeist ärger als jemals wüthet, meine Unabhängigkeit und Selbstständigkeit behauptet zu haben. Blos die blinden Eiferer und Lästerer, die aus Nationalhaß und andern unedlen Beweggründen in der

neugeschaffenen Republik lauter Greuel und Verbrechen sehen, ihr den Untergang und die Wiederkehr der alten Tyranney wünschen, nur sie, deren Losung Krieg ist, weil sie die Schrecken desselben nicht fühlen, und sich keine Vorstellung von dem unsäglichen Jammer machen, den die Bewohner jener Gegenden erfahren, die schon Jahrelang der unglückliche Schauplatz des Krieges sind, nur sie habe ich bisweilen, wenn ich der Aufforderung, mein Urtheil zu sagen, nicht ausweichen konnte, durch vernünftige Gründe zu überzeugen gesucht, daß diese Nation, der sie so feind sind, Mitleid, aber nicht Haß und Verachtung verdiene; daß es unter ihren Gewalthabern auch gute Menschen gebe, die aus reinem Patriotismus handeln, und schon jetzt manches Gute und Gemeinnützige bewirkt haben, das unter dem vormaligen Drucke und Despotismus schwerlich würde zur Existenz gekommen seyn; daß man als Menschenfreund und Weltbürger die Fortdauer des Krieges nicht wünschen könne, sollte auch der Friede mit einigen Aufopferungen erkauft werden müssen. Das ist meine ganze Schuld, die ich öffentlich zu bekennen mich nicht scheue; alles Uebrige, was man mir aufbürden mag, ist falsch und erdichtet.

Der Doktor. Jeder vernünftige und vorurtheilsfreye Mann muß Ihrem Urtheile beystimmen; aber begierig bin ich, die Freunde kennen zu lernen, die Sie um solcher Aeußerungen willen bey der Obrigkeit anschwärzen und sogar ein Verbannungsdekret gegen Sie veranlassen konnten.

Robert. Ich habe nur wenig Freunde, und keinen einzigen, dem ich eine solche abscheuliche Bosheit zutrauen könnte. Doktor Falk und noch Einige, in deren Gesellschaft er mich eingeführt hat, sind diese Wenigen.

Der Doktor (heftig). Was sagen Sie? Falk ist ihr Freund! Armer Mann! Sie haben eine Schlange in Ihrem Busen genährt. Er haßt Sie, und muß Sie hassen, weil er glaubt, daß Sie ihm bey einer gewissen Absicht im Wege stehen, die er schon um seines zweydeutigen Charakters willen nie erreichen würde. Warum soll ichs Ihnen verschweigen? Er wirbt um die Hand meiner Tochter, und läßt kein Mittel unversucht, um ihr Herz zu gewinnen. Fragen Sie Carolinen selbst; Sie wird Ihnen sagen, welche niedrige Kunstgriffe er gebraucht hat, Sie, den er vielleicht aus Irrthum für seinen Nebenbuhler ansieht, aus ihrem Herzen zu verdrängen; wie

schändlich er Sie verkleinert und verläumdet hat.

Robert (bewegt). Das hat Falk an mir gethan? Nein, bey Gott! einer solchen Falschheit hätte ich nie einen Menschen fähig geglaubt, und am wenigsten ihn, der meinen Umgang gesucht, mich durch zuvorkommende Freundlichkeit an sich gezogen, mich oft um Rath und Belehrung gebeten, und mir zu hundertmalen versichert hat, daß er mich schätze, daß ich sein bester, liebster Freund sey, der sein ganzes Herz besitze.

Der Doktor. Der obrigkeitliche Befehl, der Ihre Wirksamkeit vernichten soll, kommt aus der Hand seines Onkels. Brauchen Sie noch ein Zeugniß, daß Falk Ihr Verräther war?

Robert. Nein, es ist Alles klar, so klar und deutlich, daß es meinen Glauben an menschliche Tugend wankend machen würde, wenn dieser nicht unerschütterlich wäre.

Der Doktor. Ihr Richter ist ein schwacher Mann, der sich leicht einnehmen und überreden läßt. Aber Sie müssen dennoch hart angeklagt seyn, da man Sie ohne Verhör gerichtet hat. Protestiren Sie gegen alles weitere Verfahren; dringen Sie auf Beweise des Ihnen angeschuldigten Verbrechens, die man Ihnen nicht

verweigern kann, und bauen Sie fest darauf, daß ich Sie gegen willkührliche Behandlung schützen werde; denn für mich sind Sie nunmehr vollkommen gerechtfertigt.

Furchtlos und mit vollem Vertrauen auf seine gute Sache stellte sich Robert am folgenden Tage freywillig vor die Schranken des Tribunals, das wenigstens in diesem Falle einem Inquisitionstribunale nicht unähnlich war.

„Wer sind Sie?“ fragte die präsidirende Magnifizenz.

Robert. Ein Angeklagter, der vor Ihrem Richterstuhle nicht Nachsicht und Schonung, sondern Gerechtigkeit erbittet. Mein Name ist Robert Felser.

„Ihr Charakter?“ fragte der protokollirende Beysitzer.

Robert. Ich habe keinen Charakter weiter, als den eines ehrlichen Mannes.

Der Oberrichter. Wer hat Sie rufen lassen?

Robert. Ich bin ungerufen erschienen, weil ich überzeugt bin, daß Ew. Magnifizenz daran gelegen seyn müsse, keinen Unschuldigen zu verdammen.

Sämmtliche Beysitzer sahen einander mit Verwunderung an.

Der Oberrichter. Man hat Ihnen eben darum angerathen, Lusthofen zu verlassen, weil man Sie nicht gern verdammen will, und es dennoch müssen würde, wenn es zur Untersuchung käme; und wir uns genöthigt fänden, deshalb an die höchste Behörde Bericht zu erstatten.

Robert. Einen treuen Unterthanen und warmen Verehrer seines guten Fürsten, einen thätigen und ruhigen Bürger, der sich nie einer unehrerbietigen Aeußerung über die Verfassung seines Vaterlandes schuldig machte, dem es nie beykam, Mißvergnügen mit derselben zu erwecken oder zu nähren, der sie im Gegentheile stets als musterhaft pries, und ihre etwaigen Mängel zu rügen sich nie erlaubte, — einen solchen aus seinem Geburtsorte zu verjagen, ihn außer Thätigkeit und zugleich außer Brod zu setzen, ist, meines Bedünkens, die härteste Verdammung. Ich erbitte daher von Ew. Magnifizenz, und in wie fern ich Sie blos als Vorsteher dieses ehrwürdigen Tribunals betrachte, fordre ich sogar von Ihnen die strengste und gewissenhafteste Untersuchung meiner Sache.

Der Oberrichter. Schmeicheln Sie sich

nicht, mit Läugnen durchzukommen; denn es sind Zeugen und Beweise gegen Sie da.

Robert. Ich werde läugnen können, ohne zu lügen, und läugne im Voraus Alles, was ich etwa gesagt oder gethan haben soll, um unmittelbar oder mittelbar, auf eine öffentliche oder versteckte Art, den Umsturz des in unserm Lande geltenden Regierungssystems und die Zerrüttung des bürgerlichen Friedens, in dessen Genusse wir uns glücklich fühlen, zu befördern. Unbekannt mit den Zeugen und Beweisen, die meine Verurtheilung bewirkt haben, erkläre ich sie im Voraus für falsch und erdichtet, und werde bey dieser Erklärung beharren, wenn ich sie kennen lerne.

Der Oberrichter. Ihre Ankläger sind rechtschaffene und unpartheyische Männer, die nichts dabey zu gewinnen hatten, daß sie gegen Sie denuncirten.

Robert. So werden auch diese rechtschaffenen und unpartheyischen Männer, die aus bloßem reinem Patriotismus einen nicht weniger rechtschaffnen und von aller Partheysucht freyen Mann unglücklich zu machen suchten, sich nicht weigern, ihr Zeugniß öffentlich zu bekennen, und es in meiner Gegenwart zu bestätigen.

Ein Beysitzer. Es wird allerdings zur

Confrontation kommen müssen, da Beklagter das ihm angeschuldigte Deliktum abläugnet.

Der Oberrichter. Aber die Sache wird dadurch weitläuftig werden. Wenn sich Herr Felser von Lusthofen entfernte, so wäre Alles auf einmal abgethan. Ein so geschickter Arzt wird auch auswärtig sein Unterkommen finden.

Robert (mit Nachdruck). Ein vernünftiger Arzt bleibt lieber da, wo er es schon gefunden hat, und ein rechtschaffner Mann, der sich seiner Schuldlosigkeit bewußt ist, flieht nicht vor einer falschen Anklage. Unmöglich kann Ew. Magnifizenz an meiner Entfernung und dem Triumphe meiner Feinde mehr gelegen seyn, als an meiner Rechtfertigung und ihrer Beschämung. Für sie, die sich so tief erniedrigten, einen Unschuldigen zu verläumden, kann es keine Erniedrigung seyn, an diesem Orte zu erscheinen, und ihre lügenhafte Aussage gegen mich vor dieser ehrwürdigen Versammlung zu bekräftigen oder zurückzunehmen. Bey Ew. Magnifizenz steht es, sie dazu aufzufordern, und ich bin überzeugt, daß Sie zu gerecht sind, um dabey Stand, Ansehen oder — Verwandtschaft zu berücksichtigen.

Das Wort Verwandtschaft, welches Robert mit erhobener Stimme und gehaltenem Tone aus-

sprach, fiel dem präsidirenden Richter so auf, daß er einige Minuten mit seiner Gegenerklärung stockte, und es schien seine Verlegenheit zu vergrößern, daß ihn sämmtliche Beysitzer bedeutend ansahen, wie sie denn überhaupt durch ihr Benehmen verriethen, daß ihnen die ganze Sache fremd sey, und daß, — wie es wirklich der Fall war, — der Oberrichter eigenmächtig und willkührlich das Verbannungsdekret an Felsern habe ergehen lassen.

„Nun, wenn Sie darauf beharren — erwiderte endlich der Oberrichter mehr ängstlich als ärgerlich — Volenti non fit iniuria.“

Robert. Ich erwarte von meiner Unschuld und der Gerechtigkeit meiner Richter gerade das Gegentheil.

Der Oberrichter. Aber Sie müssen sich bis nach Austrag der Sache weiten Arrest gefallen lassen.

Robert. Ich unterwerfe mich weit lieber dem Gesetze, das mich zwingt, in Lusthofen zu bleiben, als dem, das mir aufgiebt, es zu verlassen.

Der Oberrichter. Sie geloben hiermit, auf die erste Citation in loco iudicii zu erscheinen, wo man Ihnen die Anklagepunkte vorhalten

und glaubwürdige Zeugen gegen Sie aufstellen wird.

Robert. Ich gelobe es, und wünsche zu meiner eignen Rechtfertigung und Genugthuung, daß sich diese glaubwürdigen Zeugen eben so gern und willig der Confrontation unterwerfen mögen, als ich.

Robert, der hierauf entlassen ward, gieng frohes Muthes wieder an seine Geschäfte, und es vergiengen vier Wochen, ohne daß eine Citation erfolgte. Doktor Bernhard fand mittlerweile Gelegenheit, mit dem Vorsteher der Akademie über Roberts Angelegenheit zu sprechen, und es erklärte sich deutlich, daß Falk sein Ankläger, und die aufgestellten Zeugen eingeschränkte Köpfe waren, die sich von ihm hatten überreden lassen, sie thäten ein verdienstliches Werk, wenn sie die Entfernung eines der öffentlichen Ruhe und Sicherheit so gefährlichen Menschen bewirken hülfen. Man erfuhr unter der Hand, daß diese getäuschten Beförderer einer boshaften Absicht sich aus der Schlinge zögen, nachdem sie gehört hatten, daß sich der Beklagte nicht schrecken ließe, sondern hartnäckig auf einer förmlichen Untersuchung seiner Sache bestünde, und es blieb eben so wenig ein Geheimniß, daß die Beysitzer des aka-

demischen Gerichts ihrem Oberhaupte wegen seines eigenmächtigen und voreiligen Verfahrens ihre Unzufriedenheit bezeugt hatten. Falks Onkel war selbst in die Aussage seines Neffen mißtrauisch geworden, da ihn Doktor Bernhard hatte errathen lassen, aus welcher Quelle sie wahrscheinlicherweise geflossen sey, und Falk sogar, dem Roberts Muth und Entschlossenheit unerwartet war, hatte sich erklärt, daß es ihm unangenehm seyn würde, gegen Felsern öffentlich aufzutreten, ob er gleich die Wahrheit seiner Aussage behaupten und mit jedem ihm vorgelegten Eydschwure bekräftigen könne.

Bey so bewandten Umständen war der Obrigkeit und besonders dem Präsidenten des akademischen Gerichts wirklich daran gelegen, Weitläuftigkeiten zu vermeiden, und man begnügte sich, Roberten schriftlich anzudeuten, „daß man ihn des bisherigen Arrestes entlasse, und seine Sache als beygelegt ansehen wolle, zugleich aber nicht ermangeln könne, ihn ins Künftige vor unbescheidnen Aeußerungen gegen die hergebrachte Landesverfassung zu warnen, und ihn dagegen zum Gehorsam gegen die Gesetze, zur Beförderung des Friedens und der guten Ordnung nachdrücklichst zu ermahnen.“

Robert war mit diesem Bescheide, der mehr Begnadigung als Freysprechung und Ehrenerklärung schien, nichts weniger, als zufrieden; er hatte Gerechtigkeit verlangt, nicht Schonung und Nachsicht, weil er dieser nicht bedurfte, und dennoch sah er sich jetzt wie einen Verbrecher behandelt, den man aus Barmherzigkeit durchschlüpfen läßt. Seine Feinde waren auf diese Art nicht widerlegt, und von der Falschheit ihrer Anklage überführt; und für Alle, denen es bekannt geworden war, daß Felser wegen aufrührerischer Reden und Handlungen in Inquisition gekommen sey, blieb es immer im Dunkeln, ob er es seiner eignen Rechtfertigung oder vielleicht mehr der Vermittelung seines angesehenen Gönners, des Doktor Bernhard, zu verdanken habe, daß er ungestraft durchgekommen sey. Mit der Mäßigung des Weisen, der sich in die Umstände fügt, duldete er jedoch diese unverdiente Beleidigung, und urtheilte fernerhin, wenn er es auf keine schickliche Art vermeiden konnte, an politischen Gesprächen Theil zu nehmen, mit eben der freymüthigen Wahrheitsliebe und partheylosen Unbefangenheit, die er sonst bewiesen hatte, und von welcher er wohl wußte, daß sie ihm bey keiner der entgegengesetzten Partheyen zur Em-

pfehlung gereiche. Falken brauchte er nicht von sich zu entfernen, denn dieser floh ihn selbst, als er seinen eigennützigen Plan gescheitert sah, und noch überdieß Mamsell Bernhard ihn ziemlich deutlich hatte errathen lassen, daß sie mit seinen Zudringlichkeiten verschont zu bleiben wünsche. Auch war es für Roberten keine Frage mehr, ob seine verschwiegne Liebe zu Carolinen von ihrem Vater begünstigt werde. Doktor Bernhard hatte in seinem Unwillen über Falks Treulosigkeit sein Geheimniß selbst verrathen, und Roberten in der angenehmen Hoffnung, Carolinen zu erhalten, bestärkt. Aber mochte auch immer von dieser Seite die einstige Gewährung seines Lieblingswunsches entschieden seyn: von einer andern Seite begann sie desto ungewisser zu werden, und gerade von derjenigen, wo es für den gefühlvollen jungen Mann am empfindlichsten und schmerzhaftesten war.

Carolinens Liebe zu Roberten war nach einem dreyjährigen Umgange merklich erkaltet, und Roberten selbst blieb diese Veränderung nicht unbemerkt; ja er ahnete sogar die Ursache derselben, und es ward bald für ihn mehr als Muthmaßung, daß ein andrer Gegenstand ihr Herz eingenommen und seinen vorigen Besitzer

daraus verdrängt habe. Doch, wir wollen ihn selbst hören, wie er sich darüber gegen seinen Meier erklärt.

„Von Carolinen kann ich Dich nicht mehr unterhalten, ohne mein Herz zu verwunden, und dem deinigen ein trauriges Mitgefühl zu bereiten. An Güte ist sie Deiner Willhelmine ganz gleich, aber an Beständigkeit und Treue gegen mich ist sie ihr seit einiger Zeit sehr unähnlich geworden. Sonst hieng ihr Auge an dem meinigen, und jeder seiner Blicke war ein Geständniß ihrer zärtlichen Liebe. Jetzt gleitet es kalt und seelenlos bey mir vorüber, und ich lese in seinen verdüsterten Blicken eine Unruhe, an welcher ich keinen oder wenigstens nur einen solchen Antheil habe, der mich niederschlägt und beschämt. O wie glücklich fühlte ich mich sonst, wenn sie, ihr Vater und ich, nach vollbrachter Tagesarbeit in einem engen Zirkel beysammen saßen, und Caroline mir immer näher rückte, mir jedes Wort gleichsam von den Lippen stahl, und, wenn ich von mir selbst sprach, oft darüber ihr Nähzeug vergaß, und die Geschichte meines Lebens mit warmer Theilnahme auffaßte; wenn bey der Erzählung meiner Sorgen und Leiden sich eine Thräne über ihre Wange schlich, die sie, als

eine Verrätherin ihrer Liebe, vor ihrem Vater sorgfältig zu verbergen suchte; — oder, wenn sie ans Klavier trat, mich unvermerkt zu sich winkte, und mit schmelzendem Ausdrucke mir vorsang: „Sey es immer eine Hütte, die uns einst umschließt: wenn nur Lieb' und Biedersitte drinn zu Hause ist;“ — und wenn bey dem Doppelgesange, wo ich mit einstimmte: „Mag denn auch ein Hüttchen klein unsre stille Wohnung seyn: wir sind reich darinn“ — ihre Stimme sich erhob, und ihre Wange höher glühte, und ein schüchterner Seitenblick mir sagte: So reich, so glücklich würd' ich mit Dir seyn; — oder wenn sie auf vertrauten Spatziergängen mit ihrem Vater und mir uns Blumen brachte, die sie gepflückt hatte, und mir immer noch heimlich ein vorzüglich schönes Vergißmeinnicht zusteckte, und den stillen Dank, den ich ihr dafür in die Hand drückte, so warm und herzlich erwiederte. Doch, warum ergötzt sich meine Phantasie an lieblichen Bildern der Vergangenheit, die mit ihr zugleich verschwunden sind? Ach! Freund, es ist nicht mehr so; es ist Alles ganz anders. Sie vermeidet jetzt, mit mir allein zu seyn; sie ist ängstlich und verlegen, wenn sie mir nicht ausweichen kann; sie hört auf zu spielen und zu singen, wenn ich ins Zimmer trete;

ich bitte sie fortzufahren, fasse sie bey der Hand, und bitte sie recht warm darum; aber sie windet sich los, und gewährt mir meine Bitte nicht. Sie schreibt bisweilen, und verbirgt schnell das Geschriebene, wenn ich sie zufälligerweise überrasche. Dabey erröthet sie, und schlägt die Augen nieder, als fürchtete sie, mir etwas zu verrathen, das ich nicht wissen dürfe. Fast jeden Abend bittet sie sich von ihrem Vater Erlaubniß aus, eine Tante zu besuchen, die sie in den ersten beyden Jahren unsers Zusammenlebens kaum in jedem Monate einmal besuchte, und nie ist sie heiterer, als wenn die Stunde herannaht, wo sie das väterliche Haus verlassen kann. Da sitz' ich denn auf meinem Zimmer, oder bey ihrem Vater allein, und denke mit Wehmuth an sie, die mir so manchen frohen Augenblick schuf, und mir nun wahrscheinlich auf immer entrissen ist. Ihre häufigen Besuche bey der Tante sind mir nicht ohne Grund verdächtig, denn ich habe selbst gesehen, daß sie ein junger mir unbekannter Mann nach Hause begleitete. Ich klage Carolinen nicht an; sie hatte keine Verbindlichkeiten gegen mich, und konnte folglich auch keine verletzen. Mein anhaltendes Stillschweigen mußte sie über die Gesinnungen meines Herzens ungewiß ma-

chen, und es war ihr allerdings zu verzeihen, wenn sie ihre Aufmerksamkeit einem Andern schenkte, der sie stärker und deutlicher erwiederte, als ich; aber dennoch kann ich meine Verschlossenheit nicht bereuen, so lange noch der Grundsatz fest steht, aus dem sie entsprang. Caroline liebt gewiß keinen Unwürdigen: denn sie ist ein verständiges Mädchen; aber reiner und inniger liebt er sie gewiß nicht, als ich. Es war mein süßester Gedanke, sie glücklich zu machen, und es mit ihr zu werden. Ich soll es nicht seyn; nun, so möge sie es nur werden, wenn sie es auch nicht durch mich ist! Ich habe entsagen gelernt; aber freylich ward es meinem Herzen noch nie so schwer, als jetzt. Es ist eine eigne Empfindung, die Geliebte seiner Seele an der Hand eines Andern zu sehen, ein Gefühl, das wir mit aller unserer Geistesstärke nicht hinwegphilosophiren können.“ — — — —

Die Erfahrung zeigte bald, daß es kein eitles Phantom war, was Roberts Gemüth beunruhigte. Caroline liebte wirklich einen Andern, als ihn; sie liebte einen jungen und erst seit kurzer Zeit etablirten Kaufmann, den sie einst zufälligerweise bey ihrer Tante hatte kennen lernen. Ihm hatte sie ihr Herz geschenkt, und

ihre Hand unter der Bedingung zugesichert, wenn ihr Vater in ihre Verbindung willige. Ihr Umgang mit Roberten hatte zuerst die Regungen der Liebe in ihrer Brust geweckt; sie hatte zuerst für ihn gefühlt, was sie noch für keinen Andern empfunden hatte, und sie würde sich an keinen Andern, als ihn, mit fester Treue angeschlossen haben, wenn sie nicht seine sich immer gleich bleibende Verschlossenheit und Zurückgezogenheit von ihm entfernt hätte. Das schwächere Mädchen konnte es nicht ertragen, ihre heißen Gefühle in sich verschließen zu müssen; ihr Herz forderte Mittheilung, und doch verbot ihr weiblicher Anstand, sie dem Geliebten entgegen zu bringen. Bemerkte sie gleich, daß Robert gegen sie nicht gleichgültig war, so konnte er doch, ihrer Meynung nach, nicht so warm und lebhaft für sie empfinden, wie sie für ihn, da es ihm möglich war, nach so manchem sprechenden Beweise ihrer zärtlichen Zuneigung, immerfort zu schweigen, und nie mit einem Worte zu verrathen, daß er das Glück seines künftigen Lebens mit ihr zu theilen wünsche.

In dieser für ein liebendes Mädchen höchst kritischen Lage lernte sie den Kaufmann Werner kennen, einen jungen und in mehr als ei-

ner Hinsicht liebenswürdigen Mann. Caroline machte durch ihre Sanftheit und Gefälligkeit auf ihn den nehmlichen Eindruck, den sie auf Roberten und schon manchen Andern gemacht hatte. Aber Werners Empfindungen gingen bald zur Sprache über: er warb um ihr Herz; er sagte ihr, daß sie ihn durch Gegenliebe höchst glücklich machen würde, und Caroline, die so lange umsonst nach Mittheilung geschmachtet hatte, erkaltete gegen Felsern, und schloß sich inniger an den Mann an, bey dem sie grade das fand, was sie an jenem ungern entbehrt hatte. Doch hielt sie ihn selbst ab, bey ihrem Vater um ihre Hand zu bitten: denn sie muthmaßte seine Absicht, sie mit Felsern zu verbinden, ob sie gleich von ihrem Vater darüber nie eine Erklärung erhalten hatte, und Felsers zunehmende Wärme gegen sie brachte sie zu der in ihrem jetzigen Verhältnisse höchst unangenehmen Entdeckung, daß sie wirklich von ihm geliebt werde, und Werners Wunsch auch der seinige sey.

Dieß war die Ursache ihrer Unruhe und Verlegenheit; sie machte sich selbst den Vorwurf der Untreue, ob es ihr gleich nicht schwer fiel, sich mit Roberts Verschlossenheit zu entschuldigen; es that ihr weh, seine Herzlichkeit mit kränkender

Gleichgültigkeit zu erwiedern, und gleichwohl hielt sie es für Pflicht, ihm eine Hoffnung zu benehmen, deren Erfüllung nicht mehr in ihrer Gewalt stand. Werner ward zugleich immer dringender, und äußerte Carolinen seine Befremdung, daß sie ihn abhalte, ihr gemeinschaftliches Glück zu beschleunigen. Auch die vertraute Tante konnte sich in das sonderbare Benehmen ihrer Niece nicht finden, und drohte, Alles zu verrathen, wenn die Liebenden nicht bald selbst dazu Anstalt machten. Roberten war es vorbehalten, seine Freundin aus ihrer Verlegenheit zu reißen, und den zerrütteten Frieden ihrer Seele wieder herzustellen.

Doktor Bernhard nehmlich, der immer kränkelte, und es sich selbst nicht verbergen konnte, daß er sich dem Ziele seiner Laufbahn mit schnellern Schritten nähere, wünschte noch bey seinem Leben über das künftige Schicksal seiner Caroline zur Gewißheit zu kommen. Schon längst hatte er die Absicht gehabt, sie mit Felsern zu verbinden, und er würde ihm diese Absicht schon früher erklärt haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, seinem Herzen damit einen Zwang aufzulegen, dem es sich vielleicht mehr aus Dankbarkeit gegen den Vater, als aus Liebe zu der Toch-

ter unterwerfen würde. Indeß zeugte doch Roberts fortdauerndes Benehmen gegen Carolinen von freundschaftlicher Wärme und lebhaftem Mitgefühl, und der sorgsame Vater konnte es nicht über sich gewinnen, den entscheidenden Schritt zu seiner eignen Beruhigung noch weiter hinaus zu verschieben. Er wählte dazu eine heitere Stunde, wo er mit Roberten allein war, und — doch, wir wollen sie beyde selbst hören.

Der Doktor. Lieber Felser, ich habe Ihnen etwas zu sagen, das vielleicht gegen Convenienz und Herkommen seyn dürfte, das Sie aber dem Vater- und Freundesherzen gewiß verzeihen werden. Ich fühle, daß ich nicht lange mehr leben werde; denn meine Kräfte nehmen täglich ab, und doch bin ich noch nicht so ruhig, wie ich es gern seyn möchte, wenn die Stunde schlägt, die mich von meiner irdischen Wirksamkeit abruft.

Robert. O ich bitte Sie, lassen Sie diese traurige Gedanken fahren. Um der Welt, um Ihres Kindes und auch um meinetwillen wird der Himmel Ihre Kräfte stärken und Ihre Tage verlängern.

Der Doktor. Vielleicht. — Doch, wie es auch komme, ich habe einen Freund auf der

Welt, der mir vor Allen lieb und theuer ist, und den ich unmöglich verlassen kann, ohne ihm wenigstens gezeigt zu haben, wie sehr mir sein Glück am Herzen liege, und wie gern ich etwas dazu beytragen möchte. Dieser Freund sind Sie selbst.

Röbert (gerührt). Mein Wohlthäter! Mein Vater!

Der Doktor (lächelnd). Nennen Sie mich nicht Vater; ich könnte Sie beym Worte halten. Doch, ohne Umschweife. Sie haben die gegründetsten Ansprüche auf das schätzbare Recht, Leidenden zu helfen, und selbstständig zum Besten der Menschheit zu wirken. Bisher haben Sie jenes Recht unter meinem Schutze ausgeübt, aber, sobald ich die Augen geschlossen hätte, würde man Ihre Wirksamkeit einschränken. Sie müssen sich also schon der Observanz unterwerfen, und unsrer medizinischen Fakultät ein Diplom abkaufen, das Ihnen die Befugniß glebt, auch nach meinem Tode Ihre gemeinnützige Thätigkeit fortzusetzen. Thun Sie das je eher, je lieber. Es versteht sich von selbst, daß ich den erforderlichen Aufwand über mich nehme, und ich erwarte zugleich von Ihnen, daß Sie mich durch keine Danksagung für diese Kleinigkeit beschämen werden. Sie haben

mir fünf Jahre so treu und redlich beygestanden, daß ich mich für Ihren Schuldner erkennen muß. Ob ich mehr von meiner Schuld abtragen kann, hängt von Ihnen ab.

Robert. Ich schweige, weil Sie es fordern, und weil es für das, was ich in diesem Augenblicke fühle, keine Worte giebt; nur das Einzige erlauben Sie mir zu bekennen, daß es für Sie unmöglich war, demjenigen etwas schuldig zu werden, der Alles, was er ist und einst noch werden kann, durch Ihre Güte geworden ist.

Der Doktor. Wenn Sie dieß glauben, was ich Ihnen nicht zugestehen kann, so bitte ich Sie, wenigstens bey dem, was ich Ihnen noch zu sagen habe, darauf keine Rücksicht zu nehmen. Aufrichtig, lieber Freund, wie stehen Sie mit meiner Tochter?

Robert (betroffen). Ich denke, gut. Oder sollte ich vielleicht wider meinen Willen Mißvergnügen über mich erregt haben?

Der Doktor. Nicht doch, guter Felser. Sie scheinen mich unrecht zu verstehen. Caroline schätzt Sie innigst, das weiß ich gewiß; und die Achtung ist mit der Liebe verwandt. Meines Bedünkens kommt es blos darauf an, was Sie für meine Tochter empfinden.

Robert. Caroline ist ein vortreffliches Mädchen, und des besten Glücks würdig. Ihre Freundschaft ist mir ein kostbares Kleinod, das ich zu erhalten und zu bewahren stets eifrigst bemüht seyn werde.

Der Doktor. Ohne Rückhalt, Freund! Lieben Sie Carolinen? Würden Sie dieses Mädchen zur Gefährtin Ihres Lebens wählen, wenn Sie auch nicht die Tochter Ihres Freundes wäre, dem Sie verbindlich zu seyn glauben? Würden Sie Ihre Hand gern und freudig annehmen, wenn sie Ihnen der Vater selbst entgegenbrächte, weil er überzeugt ist, daß er sein einziges geliebtes Kind nicht besser und glücklicher versorgen könne? Ich bitte Sie, reden Sie aufrichtig; denn schon zu lange habe ich über diese wichtige Angelegenheit meines Herzens in peinigender Ungewißheit gelebt.

Robert. Ja, ich liebe sie, mehr als mich selbst und mein Leben, und ich würde mich unaussprechlich glücklich fühlen, wenn sie die meinige werden könnte, aber — —

Der Doktor. Wie? Haben Sie vielleicht ältere Ansprüche zu befriedigen?

Robert. Nein! wahrhaftig nicht. Eine solche Thorheit zu begehen, wäre in meiner vor-

maligen Lage mehr als Thorheit gewesen, und seit ich Carolinen sah, hatte ich für sie nur Auge und Gefühl.

Der Doktor. Was können Sie also für Bedenklichkeiten haben, wenn Sie das Mädchen liebt, und der Vater mit Freuden einwilligt?

Robert. Wenn mich Caroline liebt. O! ich habe einst selbst geglaubt, was Sie als entschiedene Gewißheit voraussetzen, aber ich weiß nicht, ob ich es noch glauben darf.

Der Doktor (lächelnd). Dieser Argwohn überzeugt mich von Ihrer Liebe noch fester, als Ihr Geständniß. Aber, er ist gewiß ungegründet. Ich kenne das Herz meiner Tochter.

Robert. Vielleicht irre ich mich; aber, wenn es nun doch wäre, daß ein Andrer dieses weiche, gefühlvolle Herz gefesselt hätte; und wenn sie nun dem kindlichen Gehorsam ihre Liebe zum Opfer brächte; wenn sie, um den Wunsch eines guten Vaters zu befriedigen, dem Manne entsagte, an dessen Seite sie ein Elysium träumt, und mir vielleicht mit einer Thräne im Auge die zitternde Hand reichte; wenn mein eifrigstes Bestreben, ihr das Leben heiter und froh zu machen, doch die geheime Sehnsucht ihres Herzens nicht stillen, und ihm seinen schmerzhaften Verlust nicht

ersetzen könnte: o wie wenig wäre dann Ihre väterliche Absicht erreicht! welche gerechten Vorwürfe müßte ich mir machen, daß ich ihre Hand annahm, ohne mich Ihres Herzens versichert zu haben!

Der Doktor. In der That, Sie machen mich unruhig. Ich würde es meiner Tochter nie verzeihen können, wenn sie sich in eine Liebschaft eingelassen hätte, die sie mir verheimlichte.

Robert. O nein, Sie sind ein zu guter Vater, um einen Fehltritt, den schon manches gute Mädchen beging, so hart zu strafen.

Der Doktor. Wissen Sie bestimmt, daß es sich so verhalte? Oder sind es bloße Spuren, die bey Ihnen Verdacht erregten?

Robert. Blos das Letztere. Caroline ist nicht blos kalt gegen mich geworden; sie ist sogar ängstlich und verlegen, wenn ich ihr mit der einstmaligen freundschaftlichen Wärme begegne; sie flieht meinen Umgang, den sie sonst suchte, und — sollten Sie dieß nicht selbst bemerkt haben? — Sie ist gern abwesend.

Der Doktor (nachdenkend). Ich will mit ihr sprechen, will ihr eine bestimmte Erklärung abfordern, und wehe ihr, wenn es so ist, wie Sie muthmaßen!

Robert (mit Wärme). Ich bitte Sie, um Ihrer und meiner Liebe zu Carolinen willen, bitte ich Sie, thun Sie das nicht. Sie würde vielleicht aus Furcht vor Ihrem Zorn Ihnen die Wahrheit verschweigen; aus Liebe zu Ihnen Ihrem Wunsche Gnüge leisten, und sich und mich elend machen. Erlauben Sie mir, ihr Herz zu prüfen, was ich selbst früher zu thun mir nicht erlaubte, da ich von Ihrer Genehmigung meiner Liebe noch nicht überzeugt war; ich will mir Carolinens Zutrauen erwerben, wenn ich ihr auch keinen höhern Grad von Wohlwollen abgewinnen kann, und wenn sie mir ihr Herz entdeckt, wenn sie mir gesteht, daß sie, ohne Ihr Wissen gewählt hat, dann sollen Sie aus meinem Munde das ganze Verhältniß erfahren. Aber werden Sie dann wohl Carolinen verzeihen, und ihre Verbindung genehmigen? Ich setze voraus, und kann voraus setzen, daß es ein edler und rechtschaffner Mann ist, der ihr Herz gefesselt hat, ein Mann, der eben so würdig ist, Ihr Sohn zu werden, als ich es etwa seyn dürfte, und so gern werden möchte.

Der Doktor. Sprechen Sie mit meiner Tochter; sagen Sie ihr, was Ihnen Ihr Herz gebietet, und verschweigen Sie ihr nicht, daß es

mein heißester Wunsch ist, sie mit meinem Freunde, meinem Liebling verbunden zu sehen. Ich hoffe, sie wird ihre Thorheit einsehen, wenn sie eine begangen hat, sie bereuen, und davon abstehen.

Robert. Darf ich unter den vorausgesetzten Bedingungen die Gewährung meiner Bitte hoffen?

Der Doktor (ärgerlich). Sie werden stürmisch; ich kann Ihnen jetzt nichts versprechen.

Robert (mit Wärme). Es betrifft den Frieden, die Glückseligkeit Ihres Kindes.

Der Doktor (bedeutend). Sie lieben Carolinen?

Robert. Unaussprechlich.

Der Doktor. Und wollen Sie einem Andern in die Arme führen?

Robert. Wenn sie ihn mehr liebt, als mich; wenn sie nur durch ihn und mit ihm glücklich werden kann, soll ich dann das Band zerreissen, das ihrem Herzen theuer ist, und mich selbst ihr zum Gatten aufdringen? Würde ich dann nicht mich selbst mehr lieben, als sie? Wahre, herzliche Liebe muß entsagen und aufopfern können, wenn es die Wünsche des Geliebten verlangen.

Der Doktor (bewegt). Edler, seltener Mann! Um Ihretwillen geschieht es, wenn ich Carolinen verzeihe.

Robert. Handelt man wohl edel und selten, wenn man handelt, wie man soll?

Der Doktor. Ja, selten gewiß; die Philosophen unsrer Zeit lehren freylich alle diese Moral; aber nur sehr Wenige üben sie aus.

Robert. Das ist schlimm; aber, ich kenne doch noch einen Mann, der nach dem nehmlichen Grundsatze handelt, — meinen Wohlthäter.

Der Doktor (mit inniger Rührung). Sprechen Sie mit Carolinen. Ihr Verdacht ist doch vielleicht ungegründet.

Robert. Ich wünsche es, aber ich hoffe es nicht. Um meinetwillen wollen Sie Carolinen verzeihen? O wie glücklich haben Sie mich schon dadurch gemacht.

Der Doktor. Vorausgesetzt, daß ich mich des Mannes, den sie etwa heimlich gewählt hat, nicht schämen darf.

Robert. Blos unter dieser Bedingung habe ich gebeten.

Robert befand sich nach dieser Unterredung mit dem Doktor in einer quaalvollen Verlegenheit. Er war Mensch, und konnte die Gefühle

der Menschheit nicht überwinden. Das Mädchen seiner Seele war ihm jetzt zur Gattin bestimmt; ein Wunsch, den er Jahre lang genährt, und den Caroline einst selbst mit ihm getheilt hatte. Wenn ihr Herz von einer fremden Liebe noch frey war; wenn sie noch eben so warm und innig für ihn fühlte, als sonst: welch eine wonnevolle Zukunft für den liebenden Jüngling! Das höchste Ziel seiner irrdischen Wünsche lag erreicht vor seinen Augen. Aber, wenn sie ihn nicht mehr liebte; wenn ihr Herz an einen Andern mit stärkern Banden gefesselt war: dann waren seine langen goldnen Hoffnungen in einem Augenblicke vernichtet; dann gebot ihm seine Pflicht, auf den verdienten Lohn verschwiegner Treue Verzicht zu leisten, und den kostbaren Schatz, für den er, seine Wirksamkeit ausgenommen, Alles hingegeben hätte, was ihm auf Erden theuer und lieb war, einem Andern zuzuwenden.

Zwey Tage schwankte er zwischen Zweifeln und Hoffen, und konnte nicht den Muth fassen, Carolinen selbst zur Entscheidung über sein Schicksal aufzufordern. Er sah sie in diesen Tagen immer niedergeschlagen und traurig; doch gerade in dieser sanften Melancholie erschien sie ihm reizender und liebenswürdiger, als vormals in

ihrer Heiterkeit und muntern Laune. Am dritten Tage endlich raffte er alle seine Geisteskräfte zusammen, um Carolinen zu prüfen, und über ihre geheimen Neigungen sowohl sich als ihrem Vater Gewißheit zu verschaffen. „Was hilft es — sagte er bey sich selbst — mir länger mit falschen Hoffnungen zu schmeicheln, wenn es wirklich so ist, wie es scheint? Diese marternde Ungewißheit ist meinem Berufe nachtheilig; sie begleitet mich ans Krankenlager, wo sie meine Aufmerksamkeit theilt, mein Nachdenken unterbricht, und meine Theilnahme schwächt. Und was ist sie anders, diese furchtsame Verzögerung, als Unentschlossenheit, mich der Nothwendigkeit zu unterwerfen, und fremder Zufriedenheit mein eignes Glück aufzuopfern? Muth, Muth, verzagtes Herz! Laß sie lieben und glücklich seyn! dir bleibt Beruf und Wirksamkeit, Selbstgefühl und Bewußtseyn. Die Menschheit ruft mich, für sie zu wirken. Soll ich um eines einzelnen Gliedes willen, das mich zurückstößt, mich dem Ganzen entziehen, und in stumpfer Trägheit über eine getäuschte Hoffnung trauern? Nein! Ich will's durchsetzen und vollenden. Mein oder eines Andern; es soll mir gleich gelten. Ich selbst will ihrem Herzen die Fröhlichkeit wieder geben. Freue

dich, Caroline! Wenn er edel und brav ist, der Glückliche, der dein Herz gewann, so soll er dir werden. —

Mit diesem unerschütterlichen Entschlusse ging Robert Carolinen nach, die ihren Vater in seinen vor der Stadt liegenden Garten begleitet hatte. Er fand Doktor Bernharden in einer entlegenen Gegend des Gartens mit seinen Blumen beschäftigt; aber umsonst spähte sein Auge nach Carolinen umher. Endlich fand er sie in einer Jasminlaube sitzend. Sie fuhr erschrocken auf, als sie Roberten erblickte, und trocknete sich Thränen aus dem Gesichte.

Robert (der es nicht zu bemerken scheint) Bleiben Sie, liebe Freundin. Wir haben lange nicht so schön bey einander gesessen. In der freyen Natur öffnen sich die Herzen am liebsten; die sanften Lüfte, die uns hier umwehen, der heitre Himmel über uns, die blühenden Gefilde, die freundlichen Schatten, die uns umgeben, Alles ladet zu vertraulicher Mittheilung ein. Lassen Sie auch uns hier auf einige Augenblicke Convenienz und Etikette vergessen, und uns einander mit gegenseitigem Vertrauen nähern.

Caroline, die sich zu lächeln zwang, setzte sich schweigend; Robert ihr gegenüber.

„Sie sind — fuhr Robert fort — seit einiger Zeit ernsthafter geworden, und bisweilen scheinen Sie mir sogar traurig. Es kann seyn, daß ich mich irre; aber, wenn es so ist: wenn ein heimlicher Kummer an Ihrem Herzen nagt: o so bitte ich Sie, ihn dem Freunde zu entdecken, dem es wenigstens nicht an gutem Willen fehlt, ihn zu lindern und zu heilen.

Caroline. Ich bin älter geworden, seitdem wir uns kennen lernten. Dem fünf und zwanzigjährigen Frauenzimmer würde der Muthwillen des neunzehnjährigen Mädchens übel anstehen.

Robert. Sie suchen, meiner Zudringlichkeit auszuweichen, und doch kann ich mich nicht abweisen lassen, selbst, wenn ich Sie damit beleidigen sollte. Es ist mehr als Neugierde, was mich wünschen läßt, einen Blick in Ihr Herz zu thun. Eine wichtige Veranlassung rechtfertigt diesen Wunsch, und macht es mir sogar zur Pflicht, die Geheimnisse Ihres Herzens auszuforschen.

Caroline (unruhig). O ich bitte Sie, erklären Sie sich deutlicher.

Robert. Hören Sie mich ruhig an; denn so unerwartet, so erschütternd auch vielleicht für

Sie die Nachricht seyn mag, die ich Ihnen mitzutheilen habe, so gebe ich Ihnen doch mein Wort, daß Sie keine Ihrem Herzen empfindliche Unterwerfung oder Aufopferung zu fürchten haben. Ihr guter Vater wünscht uns mit einander zu verheyrathen.

Caroline erblaßte, und Robert schwieg. Sein Loos war nunmehr entschieden; er wußte jetzt, und fühlte es tief, daß er seiner Lieblingshoffnung entsagen mußte. Aber nur einen Augenblick beugte ihn diese traurige Gewißheit; er ermannte sich, und hörte es gelassen, als nach einer Pause Caroline mit zitternder Stimme erwiederte: Mein Vater kann befehlen, und die Tochter muß gehorchen.

Robert. Ob sie aber gern gehorchen wird?

Caroline. Ach! Felser, wenn Sie wüßten —

Robert. Vertrauen Sie sich dem Freunde, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß er zu Ihrem Gatten bestimmt ward.

Caroline. Ist der Wunsch meines Vaters auch der Ihrige?

Robert. Ich dächte, Caroline könnte daran nicht zweifeln.

Caroline. O Gott!

Robert. Es war eine Zeit, wo Sie vielleicht vor diesem Bunde nicht gezittert hätten.

Caroline. Ja wohl! Es war eine Zeit. Warum ließen Sie diese vorbeyschlüpfen, ohne mir nur ein einzigesmal zu gestehen, daß Sie mich liebten?

Robert. Ihr Vater hat mir dieß Geständniß erst vor wenig Tagen erlaubt. Es Ihnen früher abzulegen, widersprach meinen Grundsätzen. Daß Sie meine Verschlossenheit für Gleichgültigkeit hielten, und die Rücksicht, die ich auf mein Verhältniß und den Willen Ihres Vaters nehmen mußte, nicht erkannten, ist Ihnen zu verzeihen. Uebrigens habe nur ich durch meine Zurückhaltung verloren; Sie haben Ersatz gefunden, und vielleicht sogar gewonnen.

Caroline. O nicht diesen sanften Verweis! Machen Sie mir bittere Vorwürfe; ich bin sehr strafbar.

Robert. Caroline, wie könnt' ich Sie dann lieben?

Caroline. Hassen Sie mich! Ich bin Ihrer Liebe nicht werth.

Robert. Nein! Ich bin und bleibe Ihr wärmster Freund, und werde es Ihnen durch

Thaten beweisen. Dafür müssen Sie mir aber auch ein unumschränktes Vertrauen schenken; denn was kann ich sonst für Sie thun, wenn ich nicht weiß, was Sie bedürfen? — Ihr Herz hat gewählt?

Caroline. Ja, Felser; meine Hand ist versagt, und nur mein Vater kann das heilige Gelübde brechen.

Robert. Darf ich den Glücklichen kennen, dem es gelang, mir Carolinen zu rauben?

Caroline. Wenn Sie ihn kennten, o gewiß, Sie würden ihn Ihrer Freundschaft nicht unwerth finden. Kaufmann Werner.

Robert. Ich habe viel Gutes von ihm gehört. Er wohnt in dem Hause Ihrer Tante?

Caroline. Da lernt' ich ihn kennen, und gewann ihn lieb. Er ist geschickt, thätig, rechtschaffen, und liebt mich von ganzer Seele.

Robert. Warum warb er noch nicht um Sie bey Ihrem Vater?

Caroline. Das ist meine Schuld, und sie ist die Ursache meiner bisherigen Unruhe.

Robert. Sie fürchteten vielleicht Einwendungen, vielleicht auch einen Verweis über die heimliche Liebschaft.

Caroline. Ach, Felser! Sie haben in meiner Seele gelesen. Ich hätte meinen Vater nicht hintergehen sollen; er war immer so gut gegen mich.

Robert. Der gute Vater wird verzeihen. Entdecken Sie sich ihm, und das bald.

Caroline. Werner dringt darauf, mit ihm zu sprechen. Er wollte ihn sogar heute schon hier im Garten aufsuchen.

Robert. Ein offenherziges Geständniß von Ihnen selbst muß, meiner Einsicht nach, vorausgehen.

Caroline. Ich fühle, daß Sie Recht haben; aber, wie wird er mein Geständniß aufnehmen?

Robert. Fürchten Sie nichts! Er ist schon darauf vorbereitet.

Caroline. Vorbereitet? Durch Wen?

Robert. Ich selbst theilte ihm meinen Verdacht mit; ich machte ihn auf Ihre Kälte gegen mich, Ihre Niedergeschlagenheit, Ihre öftere Abwesenheit aufmerksam. Freylich wollte er nicht glauben, daß seine Caroline vor ihm ein Geheimniß haben könne. Da ich aber auf meiner Vermuthung, die für mich schon mehr als Vermuthung war, beharrte, und ihm frey er-

klärte, daß ich nur unter der Bedingung Ihre Hand annehmen könnte, wenn Ihr Herz von einer andern Neigung frey wäre, so trug er mir auf, Ihre Gesinnungen auszuforschen, und versprach mir, nach einiger Weigerung, Ihnen zu verzeihen, wenn der Mann, den Sie heimlich gewählt hätten, Ihrer und seiner Liebe würdig sey.

Caroline (erschüttert). Das haben Sie gethan? Edler, unvergleichlicher Mann! Womit soll ich Ihnen danken, da das Einzige, was ich Ihnen geben könnte, nicht mehr mein ist?

Robert. Machen Sie mir kein Verdienst aus dem, was Sie in meinem Falle gewiß selbst würden gethan haben. Ich will sogleich mit Ihrem Vater sprechen. Bleiben Sie indessen hier, und hoffen Sie ruhig das Beste. Wenn die erste Aufwallung des Unwillens bey ihm vorüber ist, dann werfen Sie sich ihm zu Füßen. Sein Versprechen und mehr noch seine Liebe, bürgt Ihnen für seine Verzeihung.

Thränen der Rührung und des Dankes strömten über Carolinens Wangen, und Robert eilte fort, um das edle Werk, das er angefangen hatte, zu vollenden.

Bey aller dem Doktor Bernhard eigenthümlichen Sanftmuth war er dennoch über den von seiner Tochter begangenen Fehltritt äußerst aufgebracht, und nur Roberts dringende Bitten, nur die Erinnerung an sein gegebenes Versprechen waren vermögend, ihm eine schonende Behandlung und die Genehmigung ihrer heimlichen Wahl abzugewinnen. Auf einen von Roberten erhaltenen Wink nahte sich Caroline zitternd ihrem Vater, umfaßte seine Kniee, und benetzte sie mit heissen Thränen. „Du hast mich sehr gekränkt, sagte der Doktor, hast mir einen Plan vereitelt, den ich seit Jahren in meinem Herzen trug, worauf ich dein Glück und die Freuden meines Alters gebaut hatte. Aber, um dieses Fürsprechers willen (auf Robert zeigend, der einige Schritte entfernt stand, und mit wehmüthigem Vergnügen dem Auftritte zusah) sey dir verziehen.“

Caroline. O! mein Vater, ich bin unvermögend, Ihnen zu sagen, was ich empfinde.

Der Doktor. Wenn du eine glückliche Gattin wirst, so verdanke es diesem Manne, der zu edel war, um deine Untreue zu rächen.

Caroline. O daß ich ihn früher so gekannt hätte, wie ich ihn jetzt kennen lernte! Mit Freuden wär' ich die Seinige geworden.

Der Doktor. Er sey dir nach deinem Gatten der erste und theuerste Freund!

Caroline (sich zu Roberten wendend). Werden Sie das seyn wollen, nachdem ich Sie so thöricht verkannt, so unredlich getäuscht habe?

Robert. Nein, Caroline, gegen mich haben Sie sich nichts vorzuwerfen. Sie folgten Ihrem Herzen, das für einen Andern stärker sprach, als für mich. Möge es Ihnen an der Hand eines treuen Gatten recht wohl gehen! Ich werde mich darüber herzlich freuen, und mich Ihrer Freundschaft würdig zu erhalten suchen.

Caroline. Ein edleres Mädchen, als ich bin, belohne Sie für Ihren seltnen Edelmuth! Ich kann Ihnen nur mit einer Thräne danken.

Der Doktor (mit inniger Rührung). Felser, es bleibt beym Alten; Sie sind mein Sohn, und einst der Miterbe meiner Tochter.

Robert. Nein, Herr Doktor, das kann nicht seyn; ich bleibe bey Ihnen, so lange Sie mir verstatten, an Ihrer Seite zu wirken; aber fern sey es von mir, die Rechte Ihres Kindes zu beeinträchtigen!

Caroline. Felser, Sie wollen mich nicht für Ihre Schwester anerkennen? Ich habe es freylich nicht verdient.

Robert. Ich bin stolz auf dieses Sohnes- und Bruderrecht, das ich von Ihrem Herzen empfange; aber, wenn Sie darauf beharren, daß ich den Gemahl meiner Freundin berauben, das Eigenthum ihrer Kinder schmälern, und der Stifter einer immerwährenden Zwietracht zwischen Mann und Weib werden soll, so seh' ich mich genöthigt, Sie zu verlassen. Als ein Darlehn nehme ich die Summe an, die mir mein großmüthiger Wohlthäter zur Erlangung des Doktorats angeboten hat; aber als Geschenk muß ich sie jetzt verbitten.

Der Doktor (erschüttert). Lassen Sie uns abbrechen, damit ich nicht meine Verzeihung für Carolinen wieder zurücknehme.

Robert verlor sich in eine entfernte Gegend des Gartens, und tröstete sich über seinen Verlust mit dem Bewußtseyn, die Reihe seiner pflichtmäßigen Handlungen vergrößert zu haben. Dennoch gelang es ihm nicht ganz, den Unmuth aus seiner Seele zu verjagen, und ihren blutenden Schmerz über die unglückliche Zerstörung seiner lieblichsten Ideale zu stillen. Die Einsamkeit seines Aufenthalts, das finstre Grün der Fichten, die ihn beschatteten, der melancholische Gesang einer Nach-

tigall, die um ihren Liebling zu klagen schien, war, nicht dazu geeignet, sein Gemüth aufzuheitern, und es der Freude zu öffnen. „Fort, fort von hier! sagte er endlich zu sich selbst. — Ich habe ja noch Kranke zu besuchen, die nach Hülfe schmachten. Mit meinem Berufe beschäftigt, werd' ich meinen Kummer leichter vergessen.“

Voll von diesem auf Erfahrung gegründeten Glauben, daß die wahre Ruhe mitten im Gewühle der bürgerlichen Geschäfte zu finden sey, schlich sich Robert unbemerkt fort, eilte von einem Krankenbette zum andern, wiederholte bey jedem Leidenden die schon vorher angestellte Untersuchung ihres Uebels, beschäftigte sich mit ihren trauernden Familien, und sprach ihnen Trost ein, arbeitete und müdete sich ab, bis die Nacht einbrach, und seiner Thätigkeit nichts mehr zu thun übrig war. — Es giebt Welche, die sich berauschen, um schmerzhafte Eindrücke zu vertilgen. Robert bewirkte dies durch ein edleres Mittel, und wenn es auch seine Wunde nicht ganz heilte, nicht das traurige Andenken an seine getäuschte Hoffnung ganz auslöschte, so erhob es doch sein Selbstgefühl, und befestigte ihn in dem stärkenden Glauben, daß der Mensch könne, wenn er nur wolle, daß er die Kraft in sich trage, dem Verhängniß

zu trotzen, und der Schwermuth ihren tödtenden Dolch zu entwinden.

Kaufmann Werner war seiner Zusage, daß er den Doktor Bernhard noch heute in seinem Garten besuchen und ihm seine Absicht auf Carolinen entdecken wolle, treu geblieben. Der Doktor fand zu seiner Beruhigung an ihm einen Mann, der seiner Tochter nicht unwürdig schien: denn Werner zeichnete sich in der That durch seinen gebildeten Geist und bescheidenen Anstand vor den jungen Kaufleuten in Lusthofen vortheilhaft aus. Ueberdieß noch hatte er eignes Vermögen, wovon er dem Doktor überzeugende Dokumente vorlegte, und seine Aeusserungen über Handelsgeschäfte bewiesen, daß er es zu benützen wisse. Bey so bewandten Umständen konnte der Doktor sein bereits gegebenes Wort nicht zurücknehmen; er verlobte und segnete die beyden Liebenden, und Robert ward bey seiner späten Zurükkunft noch Zeuge ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit. Zwar fühlte er sich im ersten Augenblicke versucht, den Anblick, der sein Herz durchbohrte, zu fliehen; aber männlich faßte er sich, blieb, und wünschte den Verlobten Glück.

„Lieber Werner — sagte Caroline zu ihrem Verlobten — diesem Manne haben wir viel zu verdanken.“

„Ja, — setzte der Doktor hinzu — ohne seine Fürsprache würde es Ihnen nicht so leicht gelungen seyn, mein Jawort zu erhalten.“

Robert. Sie sind als ein rechtschaffner Mann bekannt, und ich hielt es darum für Pflicht, Ihnen Ihre Bewerbung um die Hand eines edlen Mädchens zu erleichtern. Zudem ist die Geliebte Ihres Herzens meine Freundin, und wer interessirt sich nicht gern für die Wünsche und Angelegenheiten seiner Freunde? Sie sehen hieraus, daß mein Verdienst zu klein ist, um auf Dankbarkeit Anspruch machen zu können.

Werner umarmte Roberten mit sichtbarer Rührung. „Ich werde mich, — sagte er — Ihrer edelmüthigen Verwendung dadurch würdig zu machen suchen, daß ich Ihre Freundin so glücklich mache, als es mir nur immer möglich ist.“

Robert. Ich habe Sie darum nicht erst gebeten, weil ich es von Ihnen mit Zuversicht erwarten konnte.

Doktor Bernhard wendete sich weg, und verbarg eine Thräne, die, wenn sie hätte reden

können, gesagt haben würde: Warum konnte dieser nicht mein Sohn werden?

Die kleine Familie kehrte hierauf nach der Stadt zurück, und Robert verschmerzte es mit männlicher Stärke, daß ein Andrer seinen gewöhnlichen Platz an Carolinens Seite eingenommen hatte.

„Kommen Sie," sagte der Doktor leise zu Roberten, wir wollen das junge Paar voraus gehen lassen. Ich habe doch nur einen Sohn.

Drey Tage darauf war Roberts Lehrer, Wohlthäter, Freund und Vater nicht mehr unter den Lebendigen. Ein Nervenschlag machte seinem gemeinnützigen Leben ein Ende.

Robert drückte ihm in stummer Betäubung die Augen zu. Caroline rang die Hände, und machte sich Vorwürfe, daß sie die Ursache seines Todes sey. Allerdings mochten die Vorfälle der letztern Tage, die sie veranlaßt hatte, etwas dazu beygetragen haben. Anstrengung und häufige Krankheiten hatten ihn in einem Alter von fünf und sechzig Jahren so abgeschwächt, daß jede Erschütterung seines Gemüths von empfindlichen Nervenzufällen begleitet ward. Robert selbst fürchtete für ihn nach der letzten heftigen Erschütterung; aber sein plötzlicher Tod war für ihn den-

noch eine schreckliche Ueberraschung, da zumal der Hingeschiedene seit seiner letzten Unpäßlichkeit sich besser, als jemals, befunden hatte.

Robert vergaß über seinem gegenwärtigen Verluste alles Vergangene; doch behauptete er noch so viel Fassung, um das verzweifelnde Mädchen zu trösten, und ihr die auf medizinische Kenntnisse gegründete Versicherung zu geben, daß sie an ihres Vaters unerwartetem Tode eben so unschuldig sey, als er selbst.

Werner konnte den Verlust eines Mannes, mit dessen liebenswürdigen Eigenschaften er noch größtentheils unbekannt war, nicht so stark und lebhaft empfinden. Er trauerte nur um Carolinens willen, suchte sie dadurch zu beruhigen, daß er ihr den entrissenen Vater durch sich selbst und seine Liebe zu ersetzen versprach, und nahm zugleich, als ächter Kaufmann, das Vermögen seiner künftigen Gattin in Beschlag.

Was Doktor Bernhard vorausgesehen und prophezeiht hatte, traf jetzt ein. Die medizinische Fakultät, an deren Spitze der Oheim des niederträchtigen Falk stand, ließ Roberten, ehe noch sein Beschützer begraben war, alle Praxis bey harter Ahndung untersagen, und Robert war mithin auf einmal außer Thätigkeit gesetzt, da

er gegen den rechtskräftigen Vorwand, daß er keinen zur Ausübung der Heilkunde qualificirenden Gradus habe, nichts Gegründetes einwenden konnte. Das Einzige, was noch in seiner Gewalt stand, waren Bitten, und er schämte sich deren nicht, da die Fortdauer seiner Wirksamkeit davon abhieng: aber seine Bitten wurden abgeschlagen; er erklärte, daß er sich nächstens die Rechte des praktischen Arztes auf die gesetzmäßige Art verschaffen werde: aber man zuckte die Achseln, und äußerte, daß man ihn schwerlich werde admittiren können, da eine gewisse alte Sache, deren er sich wohl noch erinnern werde, blos aus Achtung und Schonung gegen seinen seligen Prinzipal beygelegt, aber keineswegs abgethan sey. Man bedaure seine Lage; aber die akademischen Gesetze erlaubten nicht, Einem, der in Inquisition gewesen sey, die höchsten Würden zu ertheilen, außer nach vollkommner Erweisung seiner Unschuld. Ueberdieß habe man in Erfahrung gebracht, daß er, auch nach erhaltener Warnung, immer noch fortfahre, seine gefährlichen Grundsätze zu verbreiten, und dieß erhöhe die Schwürigkeit, ihm in Lusth ofen einen festen Fuß zu verstatten, da man fürchten müsse, früher oder später deshalb von der Regierung ver-

antwortlich gemacht zu werden.“ Die boshafte Kabale, die einen verdienstvollen Mann zu unterdrücken suchte, lag hier so deutlich am Tage, daß sie Robert selbst, dessen Glaube an menschliche Tugend immer noch fest stand, anerkennen mußte. Er konnte freylich seiner guten Sache vertrauen, daß sie ihn gegen den schmutzigen Eigennutz seiner Kunstverwandten schützen werde, und es fehlte ihm keinesweges an Muth und Entschlossenheit, für die Erlangung seines Rechts das Aeußerste zu wagen; aber auf eine geraume Zeit war er nun doch in seiner Wirksamkeit gehemmt, und dieß verleidete ihm den Aufenthalt in Lusthofen so, daß er jetzt selbst darauf dachte, seine Vaterstadt zu verlassen, und die Kraft zu nützen, die er in sich trug, einem andern Orte zu widmen.

Indessen mußte er doch noch einige Monate in Lusthofen zubringen, um zu dieser Veränderung die erforderlichen Anstalten zu treffen, und von seinen mächtigen Gegnern das ihm verweigerte Recht zu erkämpfen. Auf Carolinens Bitten, mit welchen sich Werner vereinigte, blieb er diese Zeit über in ihrem Hause; aber er fand bald Ursache, es zu bereuen, daß er ihrer gemeinschaftlichen Einladung nachgegeben

hatte. Carolinens freundschaftliche Wärme für Roberten, die sie ohne Zurückhaltung selbst in Werners Gegenwart verrieth, begann diesem zu misfallen, und da sie ihm vollends den Antrag machte, dem treuen Freunde und Gehülfen ihres Vaters aus seiner ansehnlichen Verlassenschaft ein Geschenk von tausend Thalern zu bewilligen, so nahm sein Verdruß und seine ungegründete Eifersucht dergestalt zu, daß sie sogar in seinem Benehmen gegen Roberten sichtbar ward. Caroline, die das Vermögen ihres Vaters mit Recht als ihr Eigenthum ansah, worüber sie nach ihrem Gefallen disponiren könne, bot ihm zwar das von Wernern ungern bewilligte Geschenk an, aber Robert fühlte sich gedrungen, es auszuschlagen, und trug sogar Bedenken, die Hälfte dieser Summe, die ihm zu seiner bevorstehenden Veränderung unentbehrlich war, als ein Darlehn zu erbitten: denn es war ihm alles daran gelegen, Wernern von einem Verdachte zu heilen, der für Carolinen nicht anders, als höchst kränkend seyn, und vielleicht den ersten Grund zu häuslicher Zwietracht legen konnte.

Gleichwohl fehlte es nun auch Roberten an allen Hülfsmitteln, sich seiner künftigen Subsi-

stenz zu versichern. Was half es ihm jetzt, wenn er auch sein bestrittenes Recht durchsetzte, da er nicht im Stande war, es geltend zu machen? Von seinem bisherigen Verdienst hatte er nichts zurücklegen können; denn unter seinen Kranken waren immer viel Arme, die er auf seine eignen Kosten wieder herstellte, und deren trauernde Familien er noch unterstützte, wenn es ihm nicht gelungen war, ihren Versorger zu retten. Dafür segneten ihn freylich tausend stille Dankesthränen; aber von diesem Reichthume ließ sich kein Doktordiplom bezahlen. Zwar würde ihm jeder reiche Kaufmann, der sein Talent aus Erfahrung hatte kennen lernen, die zu seinem Etablissement erforderliche Summe vorgeschossen haben; aber wie konnte er sich, bey seinen Grundsätzen, zum Borgen entschließen, da er seinen Gläubiger weder auf ein sicheres Unterpfand anweisen, noch den Termin der Wiederbezahlung vorausbestimmen konnte? Trauriger war seine Lage noch nie gewesen. An Thätigkeit gewöhnt, mußte er feiern; aufgefordert, zu helfen, wo er Hülfe leisten konnte, durfte er es nicht, während er eine Menge medizinischer und noch dazu privilegirter Pfuscher sah, die ihre Mitbürger ungestraft mordeten. Wann, und ob er je wieder

zu seiner vormaligen Wirksamkeit gelangen werde, war für ihn höchst ungewiß. Armer Robert, was wird aus dir werden? Robert warf sich bisweilen selbst diese Frage auf; aber immer war es ihm, als ob eine überirdische Stimme ihm zuriefe: Banges Herz, sey wohlgemuth! Alles, Alles wird noch gut. Und Robert behielt seinen Muth mitten unter den Stürmen eines feindseligen Verhängnisses. Das Gefühl seines Werthes hielt ihn aufrecht, und ohne leichtsinnig zu seyn, hoffte er einen glücklichen Ausgang seines räthselhaften Schicksals.

Aufheiternd war es für ihn, der Andrer Freuden wie seine eignen empfand, von seinem Freunde Meier die Nachricht zu erhalten, daß nach dem vor einigen Wochen erfolgten Ableben des Pfarrers in Lilienthal er zu seinem Nachfolger berufen worden sey, und daß nun nichts mehr seiner Verbindung mit Wilhelminen im Wege stehe. Freylich war es ein trauriger Contrast, worinn Robert jetzt mit seinem Freunde stand. Dieser gelangte gerade jetzt zu höherer und ausgebreiteter Wirksamkeit, als er die seinige verloren hatte; dieser ward gerade jetzt mit seiner Geliebten vereinigt, als er der seinigen auf

immer hatte entsagen müssen. Dennoch freute sich Robert über das Glück seines Freundes von ganzem Herzen, und nur dieß Eine war ihm schmerzhaft, daß er nicht zu ihm hinfliegen, und die Wonne des belohnten Fleißes auf seinem Gesichte lesen konnte. So gut es die Feder vermochte, schilderte er ihm seine theilnehmende Empfindungen, aber zärtlich verschwieg er ihm seinen Verlust und seine mannigfachen Leiden, um auch nicht einen Tropfen Wermuth in die Freude seines Vertrauten zu mischen. „Vielleicht, — sagte er sich selbst — nimmt mein Schicksal bald eine günstige Wendung, und dann erst mag er erfahren, was sein Freund geduldet hatte.“ Robert hatte zugleich in diesem Briefe bey Meiern angefragt, ob er nicht etwa in seiner Gegend einen Ort wisse, wo ein verständiger und erfahrner Arzt sein nothdürftiges Auskommen finden könnte; ja, er hatte sogar hinzugefügt, daß er selbst einen solchen Ort suche, weil er keine Neigung habe, sich für immer in Lusthofen zu fixiren; aber zu seiner großen Befremdung erhielt er darauf keine Antwort; Meier hörte von jetzt an auf, zu schreiben, und alle folgenden Briefe, die Robert an ihn abschickte, blieben unbeantwortet.

Was konnte Robert anders glauben, als daß Meier, nachdem er das höchste Ziel seiner Wünsche erreicht habe, gegen seinen alten Freund gleichgültig geworden sey, und aus Bequemlichkeit alle schriftliche Unterhaltung mit ihm abbrechen wolle? „Sein Herz, — dachte er, — ist jetzt befriedigt; in den Umarmungen der Liebe bedarf es der Freundschaft nicht mehr. So leicht ändern sich die Gesinnungen der Menschen, wenn sie glücklich werden! Ich hielt ihn für unveränderlich. Auch dieß war also eine süße Täuschung! Ich sehe mich nun ganz allein; habe kein Wesen mehr auf der ganzen weiten Erde, das für mich fühlt, und mit mir duldet. Wohl denn! Ich will ihn nicht mehr mit meiner Freundschaft bestürmen, da sie ihm lästig ist. Er sey glücklich! Ich will mein Schicksal allein tragen.“

So dachte Robert; aber es waren auch nur Gedanken; sein Herz, das immer noch warm für seinen Liebling schlug, entschuldigte ihn, ob er sich gleich sein räthselhaftes Stillschweigen auf keine Weise erklären konnte, und es war geneigter, seinen Tod zu betrauern, als ihn des Wankelmuths zu beschuldigen.

Einige praktische Aerzte in Lusthofen, die von Roberts ausgezeichneten Kenntnissen und

seinen in einer vieljährigen Verbindung mit dem Doktor Bernhard gesammelten Erfahrungen zu profitiren wünschten, suchten ihn in der nehmlichen Eigenschaft, in welcher er diesem gedient hatte, an sich zu ziehen, und Robert, der sich durch mehr als eine Ursache verhindert sah, zu einem eignen Wirkungskreise zu gelangen, entschloß sich endlich, den annehmlichsten unter den ihm gethanen Vorschlägen einzugehen. Es kostete ihm freylich Ueberwindung, ihm, der beynahe das dreyßigste Jahr erreicht, und die rechtmäßigsten Ansprüche auf selbstständige Wirksamkeit hatte, sich aufs neue in den Zustand der Abhängigkeit zu begeben, und mit der Kraft zu nützen, die er in sich trug, für das bloße Werkzeug eines Andern zu gelten. „Aber sey es, — sagte er sich mit weiser Resignation — es ist besser, als unthätig seyn. Mag ein Andrer ärndten, wo er nicht gesä't hat, und den mir gebührenden Ruhm sich zueignen; ich will es ihm gönnen. An meinem wahren Werthe kann ich dadurch nichts verlieren, daß ich für Weniger angesehen werde, als ich bin. In meinem jetzigen Zustande bin ich ja für gar nichts anzusehen, und wie soll ich es sonst anfangen, der ersten Pflicht gegen mich selbst, der unverletzlichen Pflicht, mir meinen Unterhalt durch

Arbeit zu erwerben, Gnüge zu leisten? Mein Aufenthalt in diesem Hause, an Carolinens Seite, ist Wernern unangenehm; ich muß es verlassen. Mein Erspartes ist beynahe aufgezehrt. Wovon soll ich leben? Soll ich um Wohlthaten betteln, da ich arbeiten kann? Dann wär' ich ja noch abhängiger und geringer, als ich es auf der untergeordneten Stufe meiner bisherigen Wirksamkeit war, und künftig wieder werden soll. Es ist schön, sein eigner Herr zu seyn, und sagen zu dürfen: das ist mein Werk; diesen Menschen habe ich gerettet: diese Thränen habe ich getrocknet; aber es soll nicht seyn; das selige Vergnügen, frey und selbstständig zu wirken, und die Früchte des gewirkten Guten selbst einzuärndten, soll mir nicht zu Theil werden. Nun, ich bin vielleicht dazu noch nicht reif; ich würde vielleicht auf mein Verdienst stolz werden. Davor will mich mein guter Genius verwahren. Ich will ihm danken und seinem Winke folgen."

Robert war eben im Begriffe, sich, diesem genommenen Entschlusse gemäß, zu erklären, als sich ein Vorfall ereignete, der die wichtigste Epoche in der Geschichte seines Lebens veranlaßte. Ein reicher Graf, der in einer benachbarten Provinz ansehnliche Herrschaften besaß, war nach

Lusthofen gekommen, um die dasigen berühmten Aerzte wegen eines offnen Schadens im Gesichte, der krebsartig zu werden drohte, zu consuliren. Die ganze medizinische Fakultät hatte über den Sitz seines Uebels und die zu wählenden Heilmittel Rath gehalten; aber, wie es immer bey dergleichen Conferenzen zu gehen pflegt, Jeder war anderer Meynung; jeder that andere Vorschläge, und weil dennoch Keiner den Andern beleidigen, Keiner sich gegen die Einsichten des Andern unbescheiden erklären wollte; so ward das endliche Resultat der Berathschlagung ein Mixtum-compositum, wozu Jeder das Seinige that, wie es ihm gutdünkte, und bey dessen Gebrauche sich das Uebel des armen Grafen mit jedem Tage verschlimmerte. Dieser ward es endlich überdrüßig, sich methodice hinopfern zu lassen, gab den sämmtlichen Aerzten nach vorhergegangener reichlicher Belohnung ihrer fruchtlosen Mühe den Abschied, und machte Anstalten, in seinen ländlichen Aufenthalt zurückzukehren.

Sein Wirth, ein angesehener Hausbesitzer in Lusthofen, der an dem leidenvollen Zustande des Grafen und dem wahrhaft schrecklichen, dem er entgegen sah, den wärmsten Antheil nahm, that ihm, als seine Abreise schon festgesetzt war,

den Vorschlag, daß er sich doch wegen seines unheilbar scheinenden Uebels noch mit einem jungen, aber sehr geschickten Arzte, der ein Schüler des berühmten Bernhard sey, und bereits unter seiner Aufsicht die glücklichsten Curen verrichtet habe, besprechen, und wenn selbiger ihm Hoffnung zur Hülfe mache, sich ihm anvertrauen möchte. Der Graf hatte anfangs keine Lust dazu, weil er alles Vertrauen auf die Lusthofner Aerzte verloren hatte; doch ließ er sich endlich durch dringendes Zureden bewegen, Felsern rufen zu lassen.

Dieser hatte schon von dem Grafen Sonnenstern, und mehr noch von seiner Tochter, als einem Ideale weiblicher Schönheit, erzählen gehört; auch war ihm die Ursache seines langen Aufenthalts in Lusthofen nicht fremd; aber seit Bernhards Tode fehlte es ihm an Gelegenheit, sich eine genauere Kenntniß von der eigentlichen Beschaffenheit seines Uebels zu verschaffen. Robert wunderte sich über die jetzt empfangene Einladung; doch blieb er weit entfernt, sich einzubilden, daß er ausersehen sey, ein Uebel zu heben, gegen welches die ganze medizinische Fakultät mit ihrer vereinigten Kunst nichts hatte ausrichten können. Auf jeden Fall war es ihm

interessant, den Grafen und seine für unheilbar ausgegebene Krankheit kennen zu lernen, und er säumte darum keinen Augenblick, dem erhaltenen Befehle nachzukommen.

Der Wirth des Hauses, der ihn empfohlen hatte, führte ihn ein; Amalie, die junge reizende Gräfin, begegnete ihnen im Vorzimmer. Robert ward bey dem Anblicke des blühenden siebzehnjährigen Mädchens, das ihm mit der Leichtigkeit einer Zephyrette entgegen schwebte, so überrascht, daß er unwillkührlich stehen blieb, und sie blos mit einer stummen Verbeugung begrüßte, während sie, deren herablassende Freundlichkeit mit dem preziösen Benehmen der Lusthofner Kaufmannstöchter einen seltsamen Contrast gab, ihn mit der Frage empfieng: Sind Sie der Mann, der meinem guten Vater helfen wird?

Ja, antwortete der Wirth an Roberts Stelle, — wenn Rettung möglich ist, so rettet er ihn gewiß.

O Gott! — erwiederte Amalie, ehe noch Robert Zeit gewann, sich zu erklären, und Thränen standen ihr in den Augen — wenn Sie meinem Vater hülfen, ich wollte Sie, wie meinen Bruder, lieben. Kommen Sie, kommen

Sie — und mit bezaubernder Unbefangenheit faßte sie ihn bey der Hand, und führte ihn in das Zimmer des Grafen.

Robert dachte in diesem Augenblicke nicht an den Befehl seiner Obern, die ihm alle Praxis bey harter Ahndung untersagt hatten; sein einziger Gedanke war: Hülfe und Rettung!

Der Graf, ein Mann von ohngefehr funfzig Jahren, bleich, hohläugig, und das Gesicht halb verbunden, empfieng ihn mit der Kälte des Hoffnungslosen, der sich in sein Schicksal ergeben hat.

Amalie (auf ihren Vater zueilend mit zärtlicher Wärme). Bester Vater, vertrauen Sie sich diesem Manne an; ich kenne ihn nicht, aber es ist mir, als wenn es auf seinem Gesichte stünde, daß er Ihnen helfen wird.

Der Graf (nicht darauf achtend). Verzeihen Sie, Herr Doktor, daß ich Sie bemüht habe. Es ist die Schuld meines Wirthes, der darauf bestand, daß ich meiner traurigen Umstände wegen noch mit Ihnen sprechen sollte.

Robert. Ew. Excellenz, ich bin nicht Doktor; ich bin blos Arzt, und heiße Felser. Aber weit mehr, als die Würde, die mir mangelt, erhebt mich das Zutrauen des Mannes, der mir

Gelegenheit verschaffte, Ihnen meine Ehrfurcht, meine Theilnahme und die heißen Wünsche meines Herzens für Ihre baldige Genesung zu bezeugen.

Der Graf (ihn aufmerksam betrachtend). Nun, Herr Arzt ohne Titel, ich freue mich, Sie kennen zu lernen. Mein Vertrauen auf die hiesigen Doktores ist getäuscht worden. Sie haben beynahe ein halbes Jahr an mir herumkurirt, mich geplagt und gemartert, und mein Uebel hat sich dabey so verschlimmert, daß ich es nun selbst für unheilbar halte.

Robert. Einer hätte vielleicht Ew. Excellenz bessere Dienste geleistet, als die Vielen, die sich zur Heilung ihres Uebels vereinigten.

Der Graf. Ja, ja; ich habe wohl bemerkt, daß die Herren im[illegible]er einander nicht recht einig waren. Ich [illegible] morgen abreisen, aber, wenn Sie noch mi[illegible]r einen Versuch machen wollen, so bleib' ich.

Robert. Meine Obern haben mir seit dem Tode meines Lehrers die Praxis untersagt, weil ich nicht promovirt habe.

Der Graf. Nun, da müssen Sie wohl Ihre Kunst verstehen. Hoffentlich werden Sie thun, was Ihnen die Menschlichkeit gebietet,

und in jedem Falle nehme ich Ihre Verantwortung auf mich.

Robert. Erlauben Sie mir eine Untersuchung Ihres Uebels. Ich werde Ihnen nicht mit leeren Hoffnungen schmeicheln, noch Versuche machen, von denen ich voraussehen kann, daß sie vergeblich seyn würden. Für den Erfolg kann ich freylich nicht bürgen, denn die Kunst vermag nichts, wenn sie nicht von der heilenden Kraft der Natur unterstützt wird.

Robert mußte sich zwingen, sein Entsetzen zu verbergen, als er den Verband von dem Gesichte des Grafen abnahm. Durch angreifende und beizende Mittel war ein großer Theil desselben auf das schrecklichste zugerichtet worden, und Robert konnte kaum sein Erstaunen über diese unverzeihliche Behandlung zurückhalten. Er ließ sich hierauf den voluminösen Fascikel von Rezepten zeigen, die man für die innere Cur verschrieben hatte, und er fand diese ebenfalls so zweckwidrig und verkehrt, daß es ihm unbegreiflich vorkam, wie Aerzte, und noch dazu Veteranen, die für Meister in der Kunst gelten wollten, auf eine solche Art hatten procediren können. Er that ferner an den Grafen einige Fragen, um die Quelle seines Uebels zu entdecken, und er gelang-

te darüber bald zur Gewißheit, fand aber auch zugleich, daß man diese Quelle noch gar nicht berücksichtigt, und dem eigentlichen Krankheitsstoffe entgegen zu wirken gänzlich versäumt hatte.

„Herr Graf — fragte Robert, nachdem er Alles untersucht hatte — sagen denn die Aerzte, die Ihnen bisher dienten, daß Ihr Uebel unheilbar sey?

Der Graf. Das nicht; aber sie meynen, es sey eine schlimme Sache; schnelle Hülfe sey nicht möglich; es könne bis zu meiner gänzlichen Wiederherstellung noch eine geraume Zeit vergehen, und ich merke aus allen Umständen, daß die Herren selbst keine Hoffnung haben. Zudem ist's offenbar, daß mir ihre Cur mehr geschadet, als genützt hat.

Robert (nach einigem Nachdenken). Nun, ich hoffe Sie mit Hülfe des Himmels in einer kürzern Zeit wieder herzustellen, als Sie bereits in Lusthofen zugebracht haben. Freylich muß man erst den neuen Schaden wieder gut machen, bevor sich der alte heilen läßt; indeß glaube ich doch nicht über zwey Monate zuzubringen.

Amalie (auf Robert zufliegend mit dem Ausdrucke des Entzückens). Sie wollen ihm hel-

fen, meinen guten Vater wollen Sie mir wieder-geben?

Der Graf. Wenn Sie Wort halten, Herr Felser, so können Sie auf eine ansehnliche Belohnung rechnen. Ich bin reich, bin unumschränkter Herr eines beträchtlichen Landstrichs; aber was sind alle Schätze und Würden der Erde, bey einem ungesunden Körper? Der Mann, der mir die Gesundheit wieder verschafft, soll mein erster Freund seyn; ich werde ihn als meinen Wohlthäter betrachten, und ihm seinen außerordentlichen Dienst nie vergessen.

Robert. Das Bewußtseyn, einen edlen Mann für die Welt und eine so liebenswürdige Tochter erhalten zu haben, wird mir die größeste und reichste Belohnung seyn.

Die ersten Mittel, welche Robert verordnete, schlugen sogleich auf das erwünschteste an, und nach Verlauf einer Woche zeigte sich schon merkliche Besserung. Da der Graf jetzt sein einziger Pazient war, so konnte er auf ihn desto mehr Zeit und Sorgfalt wenden; er verrichtete die Geschäfte des Wundarztes selbst, und brachte, damit nichts versehen oder versäumt werde, den größten Theil jedes Tages an der Seite des Grafen zu. Dieser gewann bald die aufheiternde Un-

terhaltung seines Arztes lieb, und Robert hatte dabey nichts weniger, als Langeweile, denn, ausser der biederherzigen Gradheit und jovialischen Laune des Grafen machten ihm die naiven Plaudereyen der liebenswürdigen Amalie unbeschreibliches Vergnügen, und wenn er auch nicht darüber alle Unannehmlichkeiten seines bisherigen Lebens vergessen konnte, so linderten sie doch seinen Kummer, und stärkten seine Hoffnungen auf eine bessere Zukunft. —

„Ich dächte, — sagte der Graf eines Tages, — Sie zögen in meine Wohnung; ich brauche ohnedem nicht den ganzen Platz, den mir mein Wirth eingeräumt hat. Das öftere Hin- und Hergehen macht Ihnen zu viel Beschwerde. Werde ich gesund, und kann wieder fortreisen — nun, ich habe für diesen Fall ein Plänchen, das Ihnen vielleicht nicht misfällt; aber, wenn's auch nicht wäre, zu einer andern Wohnung wird doch wieder Rath werden.“

„Ja, thun Sie das, lieber Felser, — fiel Amalie ein. Sie glauben nicht, wie wir uns freuen, wenn Sie kommen, und wie es uns weh thut, wenn Sie fortgehen.“

Robert in Verlegenheit. Nein, wahrlich, das ist zu viel Güte.

Der Graf. Sie werden doch meinem Malchen die Bitte nicht abschlagen?

Robert. Ich gehorche Ihren Befehlen.

Amalie. Aber Sie müssen es gern thun.

Robert. Von Herzen gern.

Amalie. Ach! Wenn Sie doch immer bey uns bleiben könnten!

Robert. Der Wunsch meiner gnädigen Gräfin ist für mich sehr schmeichelhaft, aber ich wünsche denn doch, Sie recht bald verlassen zu können.

Der Graf. Wie so?

Robert. An meinem Abschiede von Ihnen hängt Ihre Genesung, und welcher Arzt sollte nicht wünschen, daß ihm dieser gesegnete Erfolg seiner Bemühungen recht bald gelingen möchte? Wir Aerzte sind nun einmal durch unsern Beruf bestimmt, blos die Gesellschafter der Leidenden zu seyn; den Glücklichen sind wir entbehrlich.

Der Graf wollte das Letztere nicht zugeben, und Amalie noch weniger; indeß blieb es dabey, daß Robert seinen bisherigen Aufenthalt verlassen und morgen ein Zimmer in der Wohnung des Grafen beziehen sollte.

Caroline Bernhard entließ ihn mit sichtbarer Rührung, und die Thräne, die sie bey seinem Abschiede weinte, schien aus dem Gefühle

zu entspringen, daß sich, leider! geschehene Dinge nicht ändern ließen. Werners Benehmen war dabey freundschaftlicher, als jemals, und man merkte es ihm an, daß er Carolinens Trennung von Roberten, den er immer, als einen gefährlichen Hausfreund, gefürchtet hatte, gern sah. Aber eben dieses zweydeutige Betragen, dessen Beweggrund Roberts Ehrgefühl beleidigte, war Ursache, daß dieser ein bedeutendes Geschenk, welches ihm Werner noch beym Abschiede aufzudringen suchte, nicht annahm, ob er sich gleich gerade jetzt in sehr dürftigen Umständen befand. Zum Glück brauchte er für die täglichen Bedürfnisse des Lebens nicht weiter zu sorgen, da er in dem Hause des Grafen Wohnung und Kost fand, und ein kleines von Carolinen heimlich erhaltenes Geschenk, das er, ohne sie zu kränken, nicht hatte ausschlagen können, deckte ihn wenigstens auf einige Zeit für unerwartete Ausgaben.

Ehe noch Robert das Haus seines vormaligen Wohlthäters verließ, erhielt er in einem von einer fremden Hand an ihn addressirten und mit dem Lilienthaler Gerichtsstempel versiegelten Couvert alle an Meiern geschriebene Briefe, deren Beantwortung er so lange vergeblich erwartet hatte, unerbrochen zurück, und die löbliche Justiz

hatte sich nicht einmal die Mühe genommen, ihn über die Ursache dieser für ihn höchst befremdlichen Erscheinung zu benachrichtigen. So viel war deutlich, daß Meier diese Briefe nicht nur nicht empfangen hatte, sondern daß er zugleich in Umstände war versetzt worden, worinn er sie nicht hatte empfangen können, und es blieb jetzt Roberten keine Vermuthung weiter übrig, als daß sein Freund an einen Ort gegangen sey, wo alle Gemeinschaft mit dem Lande der Sterblichen aufhört. „Er ist dahin — dachte Robert — aber sein Geist umschwebt mich, und einst werd' ich ihn wieder finden.“ Nur der Gedanke an Wilhelminen beunruhigte ihn, und er war bey der ersten heftigsten Aufwallung seines Mitgefühls entschlossen, an die unglückliche Freundin seines Lieblings zu schreiben; da er jedoch, als sein Herz ruhiger geworden war, überlegte, daß seit Meiers muthmaßlichem Tode schon eine geraume Zeit verflossen sey, und daß seine Beyleidsversicherungen ihre ausblutende Wunde nur wieder aufreissen würden; da er sich auch die auf eigne Erfahrung von der Veränderlichkeit des weiblichen Herzens gegründete Möglichkeit dachte, daß sie vielleicht schon für den erlittenen Verlust Ersatz gefunden habe, und folglich seiner Trostgründe nicht

bedürfen werde: so begnügte er sich, seinem hingeschiedenen Freunde ein stilles Andenken zu weihen, und ihm mit dankbarer Rührung in die Sphäre der Vollendeten nachzublicken.

Die unbefangene und mit der Erhabenheit ihres Standes ganz unbekannte Amalie hüpfte ihrem neuen Hausgenossen mit lauter Fröhlichkeit entgegen, und der Graf schüttelte ihm mit einem herzlichen Willkommen die Hand. „Ich danke Ihnen, lieber Freund, — sagte der Graf, — daß Sie meine Bitte haben statt finden lassen. Sie können nicht glauben, wie viel mir daran gelegen ist, Sie immer um mich zu haben. Aufheiterung des Gemüths ist die halbe Cur, und Sie sind Meister in der Kunst, einem Kranken die beschwerliche Stubenquarantaine leicht zu machen.

Robert. Und Sie, Herr Graf, sind es weit mehr noch in der Kunst, verdienten Dankbezeugungen auszuweichen.

Der Graf. Ich wüßte wahrlich nicht, was Sie mir zu verdanken hätten.

Robert. Einem Menschen, der mitten in seiner Vaterstadt ein verfolgter Flüchtling ist, öffneten Sie Ihr Haus zu einer Freystätte. O er-

lauben Sie ihm immer, diese schätzbare Wohlthat zu erkennen.

Der Graf. Schande genug für die Herren, die das Verdienst zu verdunkeln und zu unterdrücken suchen, anstatt sie es hervorziehen und emporheben sollten. Der Mann, dem sie das Recht, Unglücklichen zu helfen, nicht zugestehen wollen, hat mir ja allein in zwey Wochen bessere Hülfe geleistet, als sie zusammen in sechs Monaten. Aber, sie sollen an den Graf Sonnenstern denken. Zu ihrer Beschämung will ich es in öffentlichen Blättern bekannt machen, wer mein Uebel verschlimmert, und wer es gehoben hat.

Robert. Wenn Sie das wirklich wollten, Herr Graf, so würd' ich Sie bitten müssen, es nicht zu thun. Es giebt unter jenen Aerzten, deren gemeinschaftliche Versuche an Ihnen fruchtlos waren, sehr geschickte und verdienstvolle Männer, von denen vielleicht jeder Einzelne den erwünschten Erfolg sehr bald würde bewirkt haben. Aber eben jene Vereinigung Mehrerer zu Einem Zwecke, die Sie selbst für nöthig erachteten, war Ihnen nachtheilig. Sie insgesammt öffentlich zu beschämen, würde eine Ungerechtigkeit gegen die Einzelnen seyn, und das von einem großen Thei-

le der hiesigen Einwohner ihnen mit Recht geschenkte Zutrauen schwächen. Beydes, Herr Graf, liegt gewiß außer Ihrem Plane. Gegen mich hat man freylich eine ungewöhnliche Härte ausgeübt; aber eben darum würde ich eine öffentliche Lobpreisung meines Talents verbitten müssen, weil sie eine von mir veranlaßte Rache scheinen würde, und gewiß finden Sie es mit mir unter der Würde des Mannes und des Menschen, sich selbst eine solche Genugthuung zu geben. Wenn Sie nur einmal wieder gesund sind, dann wollen wir uns gemeinschaftlich blos der Freude überlassen, und keiner verhaßten Rückerinnerung Raum gönnen. Mir wird das Bewußtseyn, ein theures Menschenleben gerettet zu haben, der schönste und vollkommenste Triumph seyn.

Der Graf. Gegen so edle Gründe läßt sich nichts einwenden.

Amalie (zu Robert mit einem Blicke voll Ausdruck). Sie sind ein guter Mann.

Robert. Im Kreise vortrefflicher Menschen muß man ja wohl gut werden. Mein Wille und meine Kraft gehört Ihnen nun ganz an.

Robert nahm hierauf seinem Pazienten den Verband ab, und erblickte neue Spuren von der glücklichen Wirkung seiner Heilungsmethode. „Die

Natur, — sagte er, — kommt der Kunst mächtig zu Hülfe. Ich hätte selbst nicht diese schnellen Fortschritte der Besserung erwartet.“

„Gott sey Lob und meinem Retter!“ — erwiederte der Graf mit gefalteten Händen. —

Amalie wußte ihre Freude nicht besser auszudrücken, als daß sie ans Klavier hüpfte, und mit seelenvoller Stimme das Favoritlied ihres Vaters sang: „Gesund und frohes Muthes genießen wir des Gutes, das uns der große Vater schenkt.“ „Bravo, Malchen! — rief der Graf in die Hände klatschend — wir haben das herrliche Lied lange nicht fühlen können.“

Nachdem Robert sein dermaliges Geschäft vollendet hatte, winkte der Graf Amalien, die ihren Vater augenblicklich verstand.

„Kommen Sie, liebes Doktorchen, — sagte sie lachend, ich will Ihnen nun Ihre Residenz anweisen.

Robert. Kann meine Gräfin auch spotten? Seyn Sie froh, daß Sie die medizinische Fakultät nicht gehört hat. Sie würden für den scherzhaften Doktor einen sehr ernsthaften Verweis bekommen.

Amalie. Ey, wir Landmädchen wissen das nicht besser. Wer gesund macht, heißt bey uns

Doktor; aber die antiken Herren, die meinen guten Vater kränker gemacht haben, als er erst war, sind bey mir keine Doktoren.

Der Graf gab durch herzliches Lachen seinen Beyfall, und Robert war über die naive Vertheidigung entzückt. Eh' er sichs versah, nahm sie ihn bey der Hand, und zog ihn mit sich fort bis an das zu seinem Aufenthalte bestimmte Zimmer. — „Sehn Sie, mein Bester, — sagte sie, einen Augenblick verweilend — das da ist mein Zimmer, und hier gleich nebenan sollen Sie wohnen. Ich hab' es so angeordnet. (Mit einem zärtlichen Blicke:) Malchen möchte Ihnen gern immer recht nahe seyn.“

Robert konnte nicht dazu kommen, ihr etwas Verbindliches zu erwiedern, denn schon war sie wieder umgekehrt, und aus seinen Augen verschwunden. — Das Erste, was ihm nach dem Eintritte in das ihm angewiesene elegante Zimmer aufstieß, war eine auf dem offnen Büreau liegende Rolle mit 20 Friedrichsd'or, die mit dem Petschaft des Grafen versiegelt und von seiner Hand überschrieben war: Meinem Freunde Felser zu einem vorläufigen kleinen Beweise meiner Erkenntlichkeit.“ Der erstaunte Robert eilte jetzt mit der Rolle in der Hand eben so schnell,

als vorhin Amalie, deren plötzliches Umkehren er sich nun leicht erklären konnte, in das Zimmer des Grafen zurück; aber das Uebermaaß seiner Gefühle band ihm die Zunge.

„Nun, — sagte der Graf, — sind Sie mit Malchens Einrichtung zufrieden? Ich fürchte nur, die muthwillige Nachbarin wird Sie manchmal stören.

Robert. Herr Graf — dieses Geschenk — eine so beträchtliche Summme.

Der Graf. St! kein Wort davon! Sehn Sie es blos als eine kleine Interesse des großen Capitals an, das ich Ihnen schuldig geworden bin.

Robert. O! gönnen Sie mir immer das Vergnügen, Ihnen für diese große Unterstützung zu danken.

Der Graf. Wenn Ihnen das Wenige Freude gemacht hat, so ist meine Absicht erreicht. Und nun lassen Sie uns davon abbrechen.

Zwey Wochen waren unserm Robert an der Seite seines edelmüthigen Beschützers und dessen liebenswürdigen Tochter, wie so viel Stunden, entflohen, als ein höchst trauriges Ereigniß seine Zufriedenheit störte, und aufs neue seine gefühlvolle Brust mit dem bittersten Schmerze er-

füllte. Ohngeachtet der unwürdigen Behandlung, welche Robert von seiner Mutter erduldet hatte, schlug dennoch sein Herz immer noch für sie mit kindlicher Wärme, und seine ausgeartete Schwester war immer noch ein Gegenstand seiner zärtlichsten Sorgen. Madame Felser hatte, wie sich meine Leser noch erinnern werden, einer eingebildeten Beschimpfung wegen alle Gemeinschaft mit ihrem Sohne aufgehoben, und ihn durch den sehr unmütterlichen Befehl, nie wieder ihr Haus zu betreten, der Gelegenheit beraubt, ihre Lebensart und Jeannettens Aufführung in der Nähe zu beobachten; aber unter der Hand hatte er doch, auf eingezogene Erkundigung, erfahren, daß seine Mutter keine Gesellschaft mehr habe, und mit ihrer Tochter fast gar nicht auskomme.

Felsers Nettchen war also, da man weder Böses noch Gutes mehr von ihr sprach, allem Anscheine nach aus der Mode gekommen, und Robert schloß daraus, vielleicht zu brüderlich, daß sie zur Erkenntniß ihrer jugendlichen Thorheit gelangt und zur Ordnung zurückgekehrt sey.

Robert hatte so nach jene Beyden, die durch Bande der Natur und des Blutes die nächsten Ansprüche auf sein Herz hatten, keinesweges ver-

gessen; im Gegentheil war es ihm immer empfindlich gewesen, gerade von ihnen, an welche ihn die Natur selbst gekettet hatte, in einer beständigen Entfernung leben zu müssen. Da ihn jedoch sein Selbstgefühl vollkommen rechtfertigte, und er sich in dem Betragen gegen seine Mutter durchaus keine pflichtwidrige Handlung vorzuwerfen hatte; da er ferner den unbiegsamen Trotz seiner Mutter kannte, und blos neuen Schmähungen und Lästerungen entgegen sah, wenn er sich ihr gegen ihren Befehl wieder näherte, und da er endlich, — was für ihn der wichtigste Bestimmungsgrund war, — jene eigenmächtige Annäherung für unerlaubte Verletzung des kindlichen Gehorsams hielt: so unterwarf er die Sehnsucht seines Herzens dem Ausspruche seiner Vernunft, und begnügte sich an der Hoffnung, daß vielleicht Zeit und Umstände das Misverhältniß zwischen ihm und den Seinigen ausgleichen und die von ihm gewünschte Aussöhnung herbeyführen würden.

Diese Aussöhnung erfolgte jetzt, aber leider! auf eine Art, die für Roberts gefühlvolles Herz schmerzhafter war, als alle Kränkungen, die er einst von seiner unnatürlichen Mutter erduldet hatte. Es war schon später Abend, als Robert

von dieser Mutter ein Billet erhielt, das so lautete:

Deine Schwester ist tödtlich krank, und überlebt vielleicht diese Nacht nicht. Sie verlangt unaufhörlich nach Dir, und ich habe es ihr nicht abschlagen können, Dich rufen zu lassen. Mein Mutterherz bricht, indem ich dieses schreibe. Vergiß das Vergangene, und laß nicht vergeblich auf Dich warten

Deine

unglückliche Mutter

Philippine Felser.

Robert war über diese unerwartete Nachricht so bestürzt, und eilte in solcher Betäubung fort, daß er Amalien, die ihm auf dem Vorsaale entgegen kam, nicht eher bemerkte, als bis sie ihm schalkhaft den Weg vertrat.

„Um Gotteswillen, lassen Sie mich — rief er ihr zu — meine Schwester ringt mit dem Tode.“

Die Gräfin schrie laut auf, und Robert flog durch die Straßen nach dem mütterlichen Hause, wo er athemlos ankam. Abgehärmt von nagendem Kummer, mit bleichen Wangen und

verweinten Augen kam ihm seine Mutter entgegen.

„Ich danke Dir, lieber Sohn, — sagte sie mit zitternden Lippen — daß Du uns in dieser großen Noth nicht verlässest. Es ist Dir sehr unrecht geschehen. Wollte Gott! wir hätten uns nie entzweyt!“

Robert. O schweigen Sie davon! Es ist Alles vergessen, wenn nur meine Schwester noch zu retten ist.

Mad. Felser. Ach nein! da ist an keine Rettung mehr zu denken.

Schweigend führte Sie ihn an Jeannettens Lager, die bey dem Anblicke ihres Bruders noch die letzten Kräfte sammelte, um ihm die verwelkte Hand zu reichen. Schauderhaft ausgezehrt, ein schon halb entseeltes Skelett, das nur noch die verschrumpfte Haut bekleidete, lag sie da, und war unkenntlich geworden für Jeden, der sie einst in ihrer blühenden Schönheit gekannt hatte.

„Bruder Robert, — lispelte sie kaum hörbar ihm zu, dessen Brust von Jammer und Entsetzen durchkreuzt ward — ich muß sterben. Vergieb mir!“

Robert. Beruhige Dich, armes Mädchen; mein Herz hat nie gegen Dich Groll gehegt.

Jeannette (Nach einem krampfhaften Zukken). Ach! Robert, ich habe schrecklich dafür gebüßt, daß ich Deine Warnung nicht achtete. Als ich anfieng, sie zu beherzigen und zu befolgen, da war es zu spät.

Robert. Dieser gute Anfang hat Deine Schuld gemindert. Dulde muthig aus, und fasse Hoffnung für Jenseits.

Jeannette. Darf ich Sünderin hoffen?

Robert. Erkenntniß und Reue wird Dich mit Dir selbst und Deinem Richter aussöhnen.

Jeannette wollte noch sprechen, aber ein neuer Krampf, heftiger, als der vorige, benahm ihr die Sprache. Dann sank sie bewußtlos nieder, und nach einem leichten Röcheln verschied sie.

Robert vergaß seinen eignen Schmerz über der Verzweiflung seiner Mutter. Ihr Gewissen war aufgewacht; sie klagte sich selbst als die Mörderin ihres Kindes an. Umsonst erschöpfte Robert, der für ihr Leben besorgt war, seine Beredsamkeit, sie zu beruhigen; sie war und blieb untröstlich. Erst am folgenden Morgen, nachdem er die ganze Nacht als Seelen- und Ge-

wissensarzt bey ihr zugebracht hatte, gelang es ihm, sie zu einiger Fassung und Ruhe zu bringen; aber jetzt bemerkte er auch, daß die häuslichen Umstände seiner Mutter im höchsten Grade zerrüttet waren. Sie bewohnte nur noch ein einziges kleines Zimmer, und alle ihre prunkvollen Mobilien waren verschwunden; denn sie hatte, nachdem ihr baares Vermögen schon längst zerschmolzen war, nach und nach Alles verstoßen, was einigen Werth hatte, um nur die täglichen Bedürfnisse des Lebens bestreiten zu können, und Jeannettens langwierige Krankheit hatte sie endlich bis zur drückendsten Armuth heruntergebracht. Das Geschenk des Grafen erhielt jetzt für Roberten einen doppelten Werth; er überließ es größtentheils seiner Mutter, die ihm ihr Unvermögen, Jeannetten aus eignem Mittel zu beerdigen, nicht verbarg, und sicherte ihr damit, wenigstens auf einige Zeit, den nothdürftigsten Unterhalt.

Zum Glück war der Graf schon so weit hergestellt, daß Robert manche Stunde bey seiner Mutter zubringen konnte, uud sie erkannte jetzt in demselben Sohne, den sie einst aus leidenschaftlichem Widerwillen verstoßen hatte, ihren Retter und Wohlthäter.

Amalie trauerte mit Roberten um seinen empfindlichen Verlust, und die Theilnahme dieser gefühlvollen Seele erheiterte ihm manchen trüben Augenblick. Absichtlos hatte dieser in Gegenwart des Grafen ein Wort von den dürftigen Umständen seiner Mutter fallen lassen, und bald darauf erhielt Mad. Felser von unbekannter Hand ein ansehnliches Geschenk, das sie in den Stand setzte, ihrem Wunsche gemäß, Lusthofen zu verlassen, und sich eine kleine Wohnung auf einem benachbarten Dorfe zu miethen. Robert errieth ihren Wohlthäter sehr leicht, und dankte ihm dafür in seinem und seiner Mutter Namen mit gerührtem Herzen, ob sich gleich derselbe nicht dazu bekennen wollte. Mad. Felser ward in ihrem einsamen Dörfchen, wo sie noch einige Jahre auf Kosten ihres Sohnes lebte, ein Muster der Frömmigkeit, und brachte ihre ganze Zeit mit geistlichen Uebungen zu, durch welche sie dem Himmel die Vergebung ihrer Thorheiten abzukaufen suchte. — Mitten unter jenen traurigen Zuständen hatte Robert seine Cur an dem Grafen glücklich vollendet. Das bösartige Geschwür auf seiner Wange war geheilt, und er konnte sein Gesicht, das er wegen des Abscheu erregenden Anblicks seit Jahr und Tag hatte bedecken müssen,

wieder frey und offen zur Schau tragen. Sein innerliches Wohlbefinden bewies zugleich, daß der Arzt das äußerliche Uebel nicht etwa zurückgetrieben, sondern wirklich vertrieben hatte, und mit Wonnegefühl sah jetzt der wackre Graf dem Tage entgegen, an welchem er seine ihn als Vater liebenden Unterthanen nach einer langen Entfernung wieder begrüßen, und ihre Freude über den erfüllten Wunsch seiner Genesung in ihren Blicken lesen und in ihrem Zujauchzen vernehmen sollte.

Robert konnte, nach dem schon vorläufig erhaltenen Beweise von der Erkenntlichkeit des Grafen, eine außerordentliche Belohnung seiner ihm geleisteten überaus wichtigen Dienste erwarten; aber diese angenehme Erwartung verschwand bey ihm vor der bangen Vorstellung, daß er sich nun bald wieder von diesen Edlen würde trennen müssen; daß ihm bald nichts mehr von ihnen übrig seyn würde, als ihr Bild, das in seiner Seele stand, und ihn, wie sein eigner Schatten, unzertrennlich begleitete.

Der Umgang mit einem Manne, dessen ächte Humanität und Herzensgüte durch seine rauhe und schlichte Außenseite einen ganz eigenen Reiz gewann, der auf Wappen und Ahnen sehr viel

hielt, und sich gleichwohl nicht schämte, einen Menschen ohne Rang und Namen seinen Freund zu nennen, und, was noch mehr sagen will, wirklich als einen solchen zu behandeln, war unserm Robert in der kurzen Zeit, die er bey ihm zugebracht hatte, zum Bedürfniß geworden; er schätzte und liebte den Grafen, nicht, weil er Graf war — denn über diese kleinliche Eitelkeit, die gemeiniglich bey den Günstlingen vornehmer Herren ihr geringster Fehler ist, war Robert zu weit erhaben — sondern, weil er ein edler und wahrhaft trefflicher Mensch war; aber er schätzte und liebte ihn zwiefach wegen dieser seltenen Verbindung des innern Adels mit dem äußerlichen. Von diesem Manne, seinem Beschützer uud Freunde, konnte sich Robert nicht anders, als höchst ungern trennen; und Amalien, das natürliche und doch so gebildete, das freye, unbefangene und doch so sittsame, das fröhliche und doch so gefühlvolle Mädchen, — o es war ihm ein unerträglicher Gedanke, sie nicht mehr zu sehen in ihrer bezaubernden Anmuth, wie sie ihm freundlich entgegen hüpfte, ihm seine Wünsche aus den Augen las, seinen Kummer hinwegzulächeln und seine Sorgen zu verplaudern suchte, und, wenn sie es nicht vermochte, ihn durch ei-

ne theilnehmende Thräne mit seinem Schicksale aussöhnte.

Robert konnte sich den Eindruck, den dieses liebenswürdige Mädchen auf sein Herz gemacht hatte, nicht verbergen, uud er geständ sich ihn ohne Aengstlichkeit: denn seine unerschütterlichen Grundsätze waren ihm sichere Bürgen, daß er sich nie so weit vergessen werde, die durch Geburt und Bestimmung zwischen ihr und ihm befestigte Scheidewand zu durchbrechen. Ihm war es vollkommen genug, Amalien immer zu sehen, und sich mit ihr zu unterhalten, und er dachte sich den Augenblick, wo sie einem würdigen Jünglinge ihres Standes die Hand zum Bunde reichen würde, mit einer Ruhe und Heiterkeit, welche die Unsträflichkeit seiner Neigung über jeden Zweifel erhob. Selbsttäuschung konnte hierbey durchaus nicht statt finden: denn der Graf hatte Roberten schon einmal bey einem vertraulichen Gespräche in Amaliens Abwesenheit verrathen, daß sie mit dem Gespielen ihrer Kindheit, einem gewissen Baron Tannenberg, dem einzigen Sohne seines Freundes und Nachbars, schon seit einigen Jahren verlobt sey. Der junge wackre Mann wäre, wie ihm der Vater kürzlich gemeldet habe, nun von der Akademie

zurückgekommen, und er, der Graf, sey heimlich entschlossen, mit dem Feste seiner Genesung und Zurückkunft die Vermählungsfeyer seiner Tochter zu vereinigen. Er bitte ihn jedoch, sich gegen Amalien nichts davon merken zu lassen, weil er sie damit auf eine angenehme Art überraschen wolle. Robert versprach es, und Amalie gab ihm keine Gelegenheit, sein dem Grafen gegebenes Wort zu brechen, denn sie erwähnte gegen ihn mit keiner Sylbe den Baron Tannenberg, und Robert ehrte dieses Stillschweigen über eine Herzensangelegenheit zu sehr, um auch nur durch Winke zu verrathen, daß ihm ihr Geheimniß bekannt sey.

In Lusthofen war es mittlerweile allgemein bekannt geworden, daß der geschickte Felser an dem Grafen Sonnenstern eine Meisterkur verrichtet, und ihn, den die berühmtesten Aerzte schon verloren gegeben hätten, glücklich wieder hergestellt habe. Man setzte hinzu, er sey von dem Grafen zu seinem Leibarzte berufen worden, und Roberts Feinde ärgerten sich, daß sie ihn von diesem beneidenswürdigen Platze, auf welchem er die Befugniß, zu wirken, erhielt, ohne ein Diplom von der medizinischen Fakultät erkaufen zu müssen, nicht verdrängen konnten. Gern

hätten die hocherfahrnen Herren, die mit ihrer vereinigten Kunst das Uebel des Grafen blos ärger gemacht hatten, die gelungene Kur des unzünftigen Arztes abgeläugnet, wenn diese nicht gerade von der Art gewesen wäre, daß sich Jeder mit seinen eignen Augen davon überzeugen konnte. Der Graf, der während seines langen Aufenthalts in Lusthofen nie im Publiko erschienen war, und dessen reizende, alle Lusthöfner Schönheiten übertreffende Tochter man bisher blos am Fenster gesehen und vom Hörensagen gekannt hatte, besuchte jetzt mit ihr und seinem Retter die öffentlichen Promenaden, Schauspiele und Conzerte, und, was beynahe unglaublich war, die schöne Gräfin hing am Arme des bürgerlichen Arztes, und von aller Welt begafft und bewundert, schien sie blos Auge und Gefühl für ihren Begleiter zu haben.

„Die Gräfin ist doch sehr herablassend“ — sagte der Eine.

„Man muß sich wundern, daß es der Vater gestattet; denn er müßte blind seyn, wenn er ihre Vertraulichkeit nicht bemerkte“ — äußerte sich ein Anderer.

„Nun, für den Grafen ist es bey seinen unermeßlichen Reichthümern ja eine Kleinigkeit,

den bürgerlichen Schwiegersohn baronisiren zu lassen," fügte ein Dritter hinzu, und der Vierte schloß:

„Nur ruhig, es ist noch nicht aller Tage Abend; man kann nicht wissen, wie bald die Herrlichkeit ein Ende nimmt."

Robert wußte und träumte von allen diesen Dingen nichts; am wenigsten ließ er sich einfallen, daß man sein freundschaftliches Verhältniß mit der anspruchlosen Gräfin für eine geheime oder gar von dem Grafen selbst begünstigte Liebschaft auslege; ja er würde, wenn er es auch gewußt hätte, sein Betragen deswegen nicht im geringsten verändert haben: denn der Graf konnte sich durch jenen lächerlichen Verdacht einiger Schwachköpfigen blos dann beleidigt fühlen, wenn Robert selbst darauf eine ernsthafte Rücksicht nahm.

Der Graf schien nach seiner Genesung an den Lusthofner Ergötzlichkeiten und den Schönheiten der umliegenden Gegend Behagen zu finden, und blos daraus erklärte sich Robert die für ihn selbst überaus angenehme Verzögerung seiner Abreise. Die eigentliche Ursache aber war, daß der Graf erst seinem Beamten auf Hohen-

elchen schriftliche Aufträge gab, an einem festgesetzten Tage alle seine geliebten Unterthanen auf dem Rittersitze zu versammeln, weil er das Fest seiner Genesung und Wiederkunft nicht schöner, als in ihrer Mitte, feyern zu können glaubte. Zugleich benachrichtigte er seinen alten Freund und Nachbar, den Baron von Tannenberg, von seiner glücklichen Wiederherstellung, und ersuchte ihn, sich an demselben Tage mit seinem Gustav, dem zu seiner Verbindung mit Amalien nun kein Hinderniß mehr im Wege stehe, nach Hoheneichen zu begeben, und die Freude des Vaters bey dem Wiedersehen seiner ihn kindlich liebenden Unterthanen brüderlich mit ihm zu theilen. — Der Graf empfieng so schnell, als es die Entlegenheit des Ortes verstattete, die Antwort, daß Alles zu seinem Empfange vorbereitet sey; der cerimoniöse Justizverwalter meldete in devoter Unterthänigkeit, daß Se. Excellenz von Hochdero getreuen Unterthanen mit ungeduldigem Verlangen, ganz besonders aber von ihm selbst, als Sr. Excellenz allergetreustem Diener, mit brennender Sehnsucht erwartet würden; daß auch Sr. Hochgebornen Gnaden, der Herr Baron von Tannenberg, sich bereits nach Hoheneichen

zu verfügen, und den zu Sr. Excellenz und Hochdero gnädigen Gräfin Tochter von sämmtlichen Ortschaften einmüthig veranstalteten Solennitäten Dero schätzbaren Beyfall zu ertheilen geruht hätten; und Tannenberg schrieb selbst: „Gott und Deinem Arzte sey Dank, daß Du wieder gesund bist! Deine Bauern freuen sich auf Deine Ankunft, wie die Kinder auf Weyhnachten, und wenn Du Deinen Aeskulap, der wahrlich ein ganzer Mann seyn muß, mitbringst, so tragen sie ihn mit Dir zugleich auf den Händen. Ich selbst kann den glücklichen Augenblick, wo ich Dich wiedersehen werde, kaum erwarten, und mein Gustav umarmt seine Braut schon im Geiste.“

Dem Grafen war jetzt nur noch Ein Geschäft in Lusthofen übrig, das unsern Robert betraf, und das er blos darum so lange aufgeschoben hatte, weil er immer hoffte, daß ihm sein Freund selbst auf irgend eine Art Gelegenheit geben werde, ihm seine, des Grafen, schon längst gehegten Wünsche und Absichten zu erklären. Daß ihn Robert auf eine solche Gelegenheit vergeblich hatte warten lassen, war ganz im Charakter des anspruchlosen und bescheidenen Mannes, der jeden Schein von Zudringlichkeit, jede Aeußerung, die ihn einer zu starken Einbildung

auf die Wichtigkeit seiner geleisteten Dienste verdächtig machen könnte, auf das Sorgfältigste vermeidet. Robert hatte dem Grafen das Leben gerettet; er konnte sich selbst als den Wohlthäter seines Gönners betrachten, wofür er auch von diesem angesehen ward, und in diesem Verhältnisse vertrug es sich durchaus nicht mit derjenigen Delikatesse, die das Eigenthum gebildeter Menschen ist, Wünsche und Hoffnungen zu verrathen, die einem Anspruche auf Erkenntlichkeit nicht unähnlich würden gewesen seyn. Der Graf, der bey seinem hohen Range blos gesunde Menschenvernunft und ein reichliches Maaß von Gutmüthigkeit zu besitzen brauchte, um für einen vollkommenen Mann zu gelten, war freylich mit diesen feinen Nüancen der Geistesbildung unbekannt, und es befremdete ihn daher, daß Robert jeder Beziehung auf ihn, als Arzt und Retter, geflissentlich auswich, und sich nie weder gegen Amalien, noch gegen ihn selbst merken ließ, welche von den mannigfachen Belohnungen, die in der Gewalt eines mächtigen, gewichtvollen und begüterten Mannes standen, ihm die angenehmste und liebste seyn würde. Aber endlich, da der Graf seine Abreise schon festgesetzt hatte, und sich die entscheidende Erklärung

nicht länger aufschieben ließ, lößte er selbst das Siegel des Geheimnisses, das in seiner Seele lag, und brachte unserm Robert die Gewährung seines verschwiegenen Wunsches edelmüthig entgegen.

„Setzen Sie sich zu mir, lieber Felser, — sagte der Graf an einem Abende, als die Tafel aufgehoben und die aufwartenden Domestiken abgetreten waren — ich habe mit Ihnen etwas für mich sehr Wichtiges zu sprechen.“

Amalie ward ganz Ohr: denn auch für sie gab es etwas überaus Wichtiges, das ihr Vater, wie sie meynte, Felsern schon längst hätte sagen sollen — einen Vorschlag, von welchem sie herzlich wünschte, daß ihn Robert genehmigen möchte.

Der Graf. Ich reise in vier Tagen von hier ab. Zu lange schon war ich von meinen Unterthanen getrennt; meine Gegenwart ist ihnen nothwendig. Die Beamten und Verwalter sorgen immer mehr für sich, als für die ihnen anvertrauten Gemeinen. Daß ich gesund und fröhlich nach Hoheneichen zurükkehren kann, ist Ihr Werk; Ihnen verdanke ich mein Leben, und alles Gute, das mir auf meiner irdischen Wanderung noch zu genießen bevorsteht.

Robert. Herr Graf, ich that meine Schuldigkeit; Gott sey gelobt, der die Versuche der Kunst mit einem glücklichen Erfolge krönte, und der menschlichen Gesellschaft in Ihnen ein wirksames und wohlthätiges Glied wiederschenkte!

Der Graf. Dem hab' ich schon in stillem Gebete gedankt, und ich werde nie aufhören, zu bekennen: Der Herr hat Großes an mir gethan! Deß bin ich fröhlich. Aber, ich erkenne auch seinen Willen, daß ich mich gegen das Werkzeug seiner Macht und Güte dankbar erweisen soll. Rettung aus augenscheinlicher Lebensgefahr, Befreyung von einer schmerzhaften und schrecklichen Krankheit, deren Ausgang unvermeidlicher Tod gewesen wäre, ist jedoch über alle Vergeltung erhaben, und darum bitte ich Sie auch, die zweytausend Thaler, die ich Ihnen gleich nach meiner Zurükkunft auszahlen werde, nicht als Belohnung anzusehen, sondern vielmehr als einen schwachen Beweis meiner innigen Verehrung Ihres Verdienstes und des unauslöschlichen Dankgefühls, wovon mein Herz durchdrungen ist.

Robert. Herr Graf, ich kann Ihre ausserordentliche Güte und Milde nur still bewun-

dern. Der Himmel ersetze Ihnen diese große Gabe, die für einen Dürftigen Reichthum ist, durch verdoppelte Liebe Ihrer Unterthanen, durch einen schnellern Fortgang des Guten, das Sie in Ihrem Kreise wirken werden, durch eine frühere und reichlichere Erndte Ihrer gemeinnützigen Aussaat.

Amalie (mit einiger Schüchternheit). Ich dächte, lieber Vater, Herr Felser hätte weit mehr um uns verdient; der Halsschmuck, den Sie mir vorm Jahre zu meinem Geburtstage schenkten, kostete ja eben so viel, und ich bin doch nur ein einfältiges Mädchen, das Ihnen nichts helfen kann.

Robert (in Verlegenheit). Gräfin, ich bitte Sie —

Der Graf. Lassen Sie das Mädchen. Sie hat Recht. Aber glauben Sie auch ja nicht, daß ich Sie mit dieser kleinen Summe für abgefunden ansehen will. Im Gegentheil werde ich immer fortfahren, an meiner großen Schuld abzutragen. Nur über das Wie und Wo bin ich noch nicht recht aufs Reine. Ich habe freylich dazu ein Plänchen im Kopfe, zu dessen Ausführung Sie mir selbst die Hand bieten könnten; aber, ich wage mich kaum damit heraus. Gleichwohl

liegt es mir so am Herzen, daß ich es durchaus nicht länger in mir verschließen kann.

Amaliens Gesicht erheiterte sich aufs neue, und Robert mit gespannter Erwartung: Herr Graf, ich bin Ihnen zu Allem willfährig, wobey ich nicht mir allein diene.

Der Graf. Nun, so hören Sie. Ich besitze ein Territorium von mehr als zwanzig Ortschaften, die sämmtlich in der Nähe meines Schlosses Hoheneichen liegen, und von beynahe sechstausend Menschen bewohnt werden. Es sind biedre, arbeitsame Landleute, mit denen ich im Ganzen recht gut zufrieden bin; aber freylich fehlt es unter ihnen nicht an Aberglauben und Vorurtheilen, wodurch sie sich selbst schaden, besonders in Absicht auf Leben und Gesundheit. Es thut mir innigst weh, wenn ich sehe, wie sie in den gefährlichsten Krankheiten sich unwissenden Pfuschern und Quacksalbern anvertrauen, oder sich selbst durch Hausmittel und Universalessenzen, die sie herumziehenden Afterärzten und Marktschreyern abkaufen, vor der Zeit hinopfern. Manche Familie hat schon auf diese Art ihren Versorger, manche arme Wittwe ihr einziges Kind, das die Stütze ihres hülflosen Alters werden sollte, und mancher junge Ehemann seine Gattin

bey der ersten Entbindung verloren. Reißt etwa gar eine epidemische Krankheit ein, so sterben Hunderte hin, die ein geschickter Arzt leicht würde gerettet haben, und jede Pockenseuche ist für meine Prediger und Schulmeister eine reichliche Erndte. Wir haben zwar in dem benachbarten Städtchen einen sogenannten Doctor medicinae, aber die Bauern sind gegen ihn eingenommen, wie ich denn selbst kein sonderliches Vertrauen auf seine Geschicklichkeit habe, und die Residenz ist zu entfernt, um von da aus Hülfe zu erhalten. Schon längst dachte ich darauf, diesem kläglichen Zustande abzuhelfen, und meine Unterthanen mit einem soliden Arzte zu versorgen, der außer seiner Wissenschaft zugleich die Kunst verstünde, diese Menschen von ihren Vorurtheilen zu heilen, und sich ihr unumschränktes Zutrauen zu erwerben; aber meine Bemühungen sind bis jetzt fruchtlos geblieben. Wer etwas gelernt hat, bleibt in der Stadt, und nur Ignoranten suchen auf dem Lande ihr Fortkommen.

Robert. Möchte Ihnen diese väterliche Sorgfalt recht bald auf das Erwünschteste belohnt werden! Sie gereicht Ihnen zu desto größerm Ruhme, je seltener sie bey unsern gebietenden Herren anzutreffen ist. Die meisten sind zufrieden,

wenn der Unterthan seine Frohnen und Zinsen gehörig abträgt, und bekümmern sich übrigens weder um das physische noch moralische Wohl dieser ungebildeten Volksklasse.

Der Graf. Machen Sie mir aus meinem guten Willen kein Verdienst, das mir nicht gebührt. Ich fand glücklicherweise in meiner frühen Jugend einen Lehrer, der mir oft sagte und meinem Herzen einzuprägen suchte: Wer groß und vornehm sey, und die Niedrigen im Volke nicht wie seine Brüder achte und liebe, der sey geringer, als sie. Ihm verdanke ich, daß ich nicht geworden bin, wie mein harter tyrannischer Oheim, von dem ich die Güter geerbt habe, der seinen Unterthanen Mark und Blut aussagte, und von ihrem Fluche begleitet aus der Welt gieng. Mir werden sie nicht fluchen, — das weiß ich gewiß — wenn sie auch jetzt meine guten Absichten nicht immer erkennen.

Robert. Sie werden ihrem Wohlthäter nachweinen, und ihre spätesten Nachkommen werden sein Andenken segnen.

Der Graf. Es ist freylich traurig, daß man meist durch Menschen wirken muß, die so wenig Sinn fürs Gute und Gemeinnützige haben. Mein Prediger in Hoheneichen ist ein alter,

finsterer Zelot, der die Leute in ihrer Dummheit bestärkt, und sie machen läßt, was sie wollen, wenn sie ihm nur die Stolgebühren und den Zehnden zu rechter Zeit entrichten, und der Justizverwalter ist von demselben Schlage, ein ganzer Jurist, der aber auch nirgends, als in der Gerichtsstube, zu gebrauchen ist, und überdieß, wie die Meisten seines Standes, ein eigennütziger Mensch, der seine herzliche Freude hat, wenn die Bauern mit einander brav zanken und processiren. Ein Arzt fehlt mir, lieber Freund, ein Leibes- und Seelenarzt für meine guten Unterthanen. Ein Arzt hat bey seinem wohlthätigen Berufe die beste Gelegenheit, hier und da Beobachtungen anzustellen, wie es um das Hauswesen der Leute steht, zu untersuchen, von welchen Uebeln sie gedrückt werden, und was für Mittel erforderlich sind, um ihren Zustand zu verbessern; ein Arzt kann, wenn er Kopf und Herz hat, manchen Irrthum berichtigen, manches schädliche Vorurtheil ausrotten, manchen zerstörten Frieden wieder herstellen, und in jeder Rücksicht unendlich viel Gutes stiften. O Freund! wenn ich einen solchen Mann fände, wenn ich ihn vielleicht schon gefunden hätte, wie viel leichter würde es mir dann werden, meine Unterthanen immer fester zu überzeugen, daß ich

es gut mit ihnen meyne, daß ich ihr wahres Wohl wünsche, und keinen Aufwand scheue, um sie zufriedner und glücklicher zu machen! Ich würde dann nicht mehr in täglicher Sorge leben, manches wackre Glied meiner großen Familie, an dessen Erhaltung mir gelegen ist, durch Verwahrlosung und Mangel an Hülfe zu verlieren; ich würde einen Freund zur Seite haben, der mir in meinem schweren Geschäft mit einsichtsvollen Rathschlägen beystünde, mich zu gemeinnützigen Unternehmungen aufmunterte, und von jeder übereilten Anmaßung, jedem willkührlichen Verfahren des aufbrausenden Affekts zurückhielte, der mir die Würdigsten und der Unterstützung Bedürftigsten aufsuchen hülfe, und mir die zur Verbesserung ihres Zustandes schicklichsten Mittel zeigte; ich würde dann mit beruhigtem Herzen meine Unterthanen mit einem Lehrer versorgt wissen, der es sich angelegen seyn ließe, ihre finstern Begriffe aufzuklären, die unter ihnen herrschenden gemeinschädlichen Irrthümer zu verdrängen, und die Verirrten auf den Weg der Wahrheit und Tugend zurückzuführen. Felser, soll ich mich Ihnen noch deutlicher erklären?

Robert. Der Mann, den Sie auf eine so hohe Stufe der Wirksamkeit zu erheben ge-

denken, hat ein beneidenswürdiges Loos gezogen.

Der Graf. Versteh' ich Sie recht, Freund? Sie wollen mir folgen?

Amalie konnte sich nicht länger halten; sie sprang auf, schlang ihren Arm um Roberts Nakken, und rief mit dem Ausdrucke des innigsten Entzückens: Felser, Sie kommen mit uns.

Robert. Ja, mit Freuden folge ich Ihnen nach, wenn Sie mir Kraft und Willen zutrauen, als Arzt und Mensch Ihren zahlreichen Kindern nützlich zu werden. Aber, wird es mir auch gelingen, Ihren frohen Erwartungen zu entsprechen? Werde ich mit meinen geprüftesten Rathschlägen Eingang finden bey der großen Menge, die ihr Vertrauen lieber auf Wunderpillen und Universalmittel setzt? Der Arzt kann nicht Allen helfen, und wenn vielleicht gleich meine ersten Versuche fehlschlügen: wie wenig würde man Ihnen dann für die Einführung eines Arztes danken, der es für unanständig hält, durch Charlatanerieen zu glänzen.

Der Graf. Deren bedürfen Sie nicht, denn ein günstiges Vorurtheil geht Ihnen voraus; alle meine Unterthanen werden sich gewiß ohne Bedenken dem Manne anvertrauen, der ihrem

Herrn das Leben gerettet hat. Diese einzige Probe Ihrer Kunst wird Ihnen bey jenen Menschen mehr Zutrauen verschaffen, als die ehrenvollsten Zeugnisse aller medizinischen Fakultäten im römisch-deutschen Reiche. Wahrhaftig, Sie sind schon aus diesem Grunde der Einzige, durch den ich meine gute Absicht zu erreichen mir versprechen kann. Uebrigens sind Sie zugleich mein Leib- und Hausarzt, und erhalten von mir eine jährliche Besoldung von sechshundert Thalern.

Robert. Ich weiß Ihnen dafür nicht anders zu danken, als durch das Versprechen, den Aermern Ihrer Unterthanen und namentlich allen Dienstleuten unentgeldliche Hülfe zu leisten.

Der Graf. Das möge Ihnen Gott vergelten! Ich werde Ihnen zu Ihrer Bequemlichkeit ein eignes Haus in Hoheneichen einrichten lassen, wo Sie mit einer guten, Ihrer würdigen Gattin anständig wohnen können. Bis dieses eingerichtet ist, bleiben Sie bey mir auf dem Schlosse.

Amaliens Wangen glühten höher; sie wollte sprechen, aber die Worte starben ihr auf der Zunge. Beängstigt eilte sie ans Fenster, um Luft zu schöpfen, und eine Thräne der Sehnsucht zitterte aus ihren Augen.

Robert (der ihre Bewegung nicht bemerkte). Ich werde an Ihrer Seite glücklicher seyn, als ich es je zu werden erwarten konnte.

Der Graf. Sie werden hoffentlich finden, daß auf dem Lande mehr Zufriedenheit und ächter Frohsinn zu Hause ist, als in der geräuschvollen Stadt.

Robert. O! davon war ich schon längst überzeugt. Die Natur war mir immer eine theure Freundin, in deren Umgange ich Erholung und Aufheiterung fand.

Der Graf. Nun, dann wird Ihnen mein Hoheneichen gewiß gefallen; die Natur hat ihre Schätze da verschwenderisch ausgegossen.

Amalie (die sich Roberten wieder genähert hatte). Ach! wenn wir nur schon dort wären! An alle meine Lieblingsörter will ich Sie führen — wissen Sie, Väterchen? den romantischen Wasserfall im Birkenwäldchen, und das dunkle Buchengewölbe, den heiligen Tempel der Natur, wie Sie ihn immer genennt haben, und die Ruinen der alten Burg, mit der herrlicheu Aussicht, und meine kleine Einsiedeley auf der Insel; — Sie sollen sehen, Felser, es

ist nirgends so schön, als bey uns. Es würde mir aber doch nicht mehr schön seyn, wenn Sie nicht mit uns kämen.

Der Graf. Nun, da hören Sie, wie gut Ihnen das Mädchen ist.

Robert. Diese Güte rührt mich unaussprechlich, und sie wird mir meinen künftigen Aufenthalt unendlich verschönern. — Erlauben Sie mir jetzt noch eine Frage, Herr Graf. Muß ich, um in Ihrem Vaterlande meine Kunst frey und ungehindert ausüben zu können, wirklicher promovirter Doktor seyn?

Der Graf. Keinesweges. Sie dürfen sich blos in der Residenz dem Gesundheitskollegio zur Prüfung vorstellen, das Ihnen nach erfolgter Approbation ein Privilegium der unbeschränkten Wirksamkeit für alle Provinzen unsers Fürstenthums unentgeldlich ertheilen wird.

Robert. Ich werde mich dieser Prüfung weit lieber unterwerfen, als der Censur unsrer Fakultät, die mit der Gewalt, welche sie in den Händen hat, Wucher treibt, dem Ignoranten, der das festgesetzte ansehnliche Quantum in ihre Casse steuert, die Befugniß giebt, seine Nebenmenschen zu morden, und dem Manne von Kennt-

nissen, der es nicht aufbringen kann, das Heiligthum Hygiäens verschließt.

Der Graf. Ein abscheulicher Unfug, ein wahrer Zunftgebrauch, der in keinem wohlgeordneten Staate geduldet werden sollte. Unser kleiner Staat hat also doch in diesem Punkte entschiedene Vorzüge vor Ihrem großen.

Robert. In diesem Punkte allerdings. In andern Hinsichten ist unsre Staatsverfassung musterhaft. Aber leider! kann die Regierung, deren Charakter Gerechtigkeit ist, gegen die geheiligten Privilegien unsrer Akademieen, die sich aus den alten Zeiten der Barbarey herschreiben, nichts ausrichten.

Der Graf. In unserm Ländchen wird das Verdienst eine Freystätte finden, wo es durch keine Fakultätsgewalt in seinem wohlthätigen Gange aufgehalten wird. Es steht nun bey Ihnen, unter welchem Namen Sie Ihr künftiges Amt verwalten wollen. Meine Unterthanen werden Sie Doktor nennen, und das werden Sie sich freylich müssen gefallen lassen, wenn sie auch von uns diesen Titel nicht annehmen wollen. Herr Felser klingt zu kahl; ich dächte, Sie nähmen den Titel als Leibarzt oder Schloßmedikus an.

Robert. Werde ich blos Ihnen und Ihrem Hause dienen?

Der Graf. Ey behüte! Da würden Sie wenig Arbeit haben, denn wir sind nicht willens, oft krank zu seyn. Unter sechstausend Landbewohnern sollen Sie mit Ihrem Talente wuchern.

Robert. Mein Titel würde also weniger ausdrücken, als mein Amt in sich faßt. Ich dächte, Herr Graf, wenn es nun einmal ein Titel seyn muß, Sie erlaubten mir, Landarzt zu heißen. Dieser Name drückt meine Bestimmung vollkommen aus, und ich werde ihn darum gern hören. Eigentlich sollte dieß bey jedem Titel der Fall seyn, der einem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft ertheilt wird, und es ist lächerlich genug, daß es Hof- Kammer- und Kriegsräthe giebt, die in dem Departement, von welchem sie den Namen führen, eben so viel zu sprechen haben, als ihre Domestiken.

Der Graf. Ihr Wunsch sey Ihnen gewährt. Also von jetzt an: Herr Landarzt. Merke dir's, Malchen.

Amalie. Ich werde mich nicht recht daran gewöhnen können; es wird mir immer viel leichter werden, zu sprechen: Lieber Freund, oder bester Freund, als Herr Landarzt.

Robert (zur Gräfin gerührt). O nennen Sie mich doch immer nach dem Range, den mir Ihr Herz giebt! Ich höre das am liebsten.

Der Abend verging unter lieblichen Phantasiegemälden der Zukunft. Der Graf machte Plane zu gemeinnützigen Einrichtungen, die ihm Robert sollte ausführen helfen; Robert machte dem Grafen gegenseitige Vorschläge, die seinen vollkommensten Beyfall erhielten, und deutlich zeigten, daß sich Robert, außer seiner Berufswissenschaft, auch in andern Fächern vortreffliche Kenntnisse erworben habe, und Amaliens Vergnügen über die von ihrem Vater geschlossene Verbindung mit ihrem Freunde stieg mit ihrer Bewunderung seines großen und gebildeten Geistes.

Als Robert auf sein Zimmer zurückkam, ergoß sich seine Freude über die glückliche Entscheidung seines bisherigen räthselhaften Schicksals in feurigen Dank gegen die Vorsehung: denn ohngeachtet seiner aufgeklärten Denkart gehörte er dennoch nicht zu jenen starken Geistern, die Alles abläugnen, was sie nicht begreifen können, die auf ihre eigne Kraft zu stolz sind, um die sichtbaren Wirkungen einer unendlich höhern und stärkern Kraft anzuerkennen, und sich einer andern

Ordnung zu unterwerfen, als diejenige ist, welche sie selbst schaffen. Der Glaube an eine Alles regierende und zu bestimmten Zwecken wohlthätig leitende Vorsehung war seinem Herzen unter den Stürmen seiner bisherigen Laufbahn, die ihn auf einem klippenvollen Meere wütend umhergetrieben, und ihm mehr als einmal den gänzlichen Untergang gedroht hatten, unentbehrlich geworden, und dieses Gefühl des Bedürfnisses war der Grund seiner Ueberzeugung von ihrem Daseyn. In philosophische Spekulationen über diesen wichtigen Gegenstand hatte er sich nie eingelassen, weil er es für ein ikarisches Wagstück hielt, sich mit einem eingeschränkten Verstande in die Sphäre der Unendlichkeit zu erheben, und er überließ es gern den Philosophen von Profession — denn es soll wirklich deren geben, die mit Hintansetzung aller Menschen- und Bürgerpflichten die bloße trockne Spekulation zu ihrem Hauptgeschäft machen — er überließ es, sage ich, diesen, sich unter einander über die problematische Frage zu streiten, ob man das Daseyn Gottes d e m o n s t r i r e n könne? Für sein Herz hatte es völlig demonstrative Gewißheit, und sein Verstand beschied sich, daß er in übersinnlichen Dingen keine Stimme habe.

„So bin ich also nun, — sagte er bey sich selbst — am Ziele meiner jugendlichen Bemühungen, Wünsche und Hoffnungen. Nicht umsonst habe ich mir unter Kampf und Anstrengung Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt, von denen ich bisher nur einen beschränkten Gebrauch machen, die ich so gar eine Zeitlang gar nicht anwenden konnte. Ich werde sie nun in ihrem ganzen Umfange zum Wohle der Menschheit benützen; ich habe nun, was ich so eifrig suchte — einen festen, bestimmten Beruf, einen mir eigenthümlich angewiesenen Platz, der mir ein weites Feld der Thätigkeit öffnet. O daß du noch lebtest, mein wackrer Lehrer und Wohlthäter, und du, mein treuer Freund und Vertrauter! Daß ihr euch mit mir freuen und zu eurer Zufriedenheit sehen könntet, was ich durch eure aufmunternde Liebe und Fürsorge geworden bin! — Was ich bin und vermag, sey nunmehr der Menschheit geweiht! Keine Beschwerde soll mich zurückscheuchen, kein Hinderniß aufhalten, keine Gefahr abschrecken, zu rathen und zu helfen, wo Jemand meines Rathes und meiner Hülfe bedarf. Mache mir nur, guter Himmel, die Herzen jener Menschen geneigt, für die ich zu wirken berufen bin; laß sie Vertrauen zu mir gewinnen, und kröne meine Ver-

suche, die Erkrankenden unter ihnen von zu frühem Tode zu retten, mit einem glücklichen Erfolge! Was du auch künftig noch über mich magst beschlossen haben: ich will nie weichen von meiner Pflicht, will muthig durchkämpfen und aushalten.“

Am folgenden Tage machte Robert noch die kleine Reise nach Grünau zu seiner Mutter, um von ihr Abschied zu nehmen, und ihr von seinem Gehalte auf Lebenslang eine jährliche Pension zuzusichern. Sie fiel bey der Umarmung des letztern Lebewohls nicht mehr auf eine so graziöse Art in Ohnmacht, als weiland in ihrer glänzenden Periode; aber sie weinte herzlich, und die Reue hatte an ihrer Wehmuth einen bedeutenden Antheil.

Auch seine hingeschiedenen Geliebten besuchte er noch einmal an ihren Gräbern, und pflanzte voll inniger Rührung eine Cypresse an den noch frischen Hügel, der seine Schwester bedeckte. Zugleich bestellte er zum Denkmale für sie einen einfachen Grabstein mit der namenlosen und bedeutsamen Inschrift:

„Hier ruht ein Mädchen, das einst schön und gut war. Ein böser Dämon hauchte verzehrendes Gift in ihre frische Jugendblü-

the. Wenn Du, gefühlvolles Mädchen, im Vorübergehen bey dieser Stätte ein leises Wehen um Deine Wange spürst: es ist ihr gereinigter Geist, der dir Worte der Warnung zuflüstert.“

Am letzten Tage seines Aufenthalts in Lusthofen machte er noch einige Abschiedsbesuche, welche er, ohne den Wohlstand zu verletzen, nicht unterlassen konnte, und eilte, als dieses in mehr als einer Rücksicht unangenehme Geschäft beendigt war, vor die Stadt hinaus auf einen Hügel, den er, ob es gleich daselbst nichts zu geniessen gab, als die freye Luft und eine schöne Aussicht, doch immer allen Versammlungsplätzen der Lusthofner Spaziergänger vorgezogen hatte. Die große geräuschvolle Stadt lag vor ihm mit ihren Palästen und Thürmen, deren Gipfel und Spizzen die untergehende Sonne vergoldete. Dieser feyerliche Anblick bewegte sein Innerstes, und es war ihm, als wenn er sich nicht davon losreissen könnte. — „Dich also soll ich verlassen — sagte er in Gedanken — lieber mütterlicher Ort, wo mir unter abwechselnden Schicksalen dreyßig Jahre, wie ein gaukelhafter Traum, entflohen? In deiner Mitte empfieng ich das Leben, und mit ihm mein theuerstes, heiligstes Eigenthum, meine

Menschennatur; deine Pflege hat mich bis auf diesen Tag gespeißt und getränkt, und es mir an dem nothdürftigsten Unterhalte nie mangeln lassen. In deinen Schulen ward ich zu meiner Bestimmung vorbereitet, und zum brauchbaren Bürger gebildet; unter deinen Bewohnern lernte ich die Menschen mit ihren Vorzügen und Fehlern, ihrer Größe und Schwäche, ihrer Güte und Verdorbenheit kennen. So viel mir auch Böses und Trauriges in deinen Mauern wiederfahren ist; es hat mir genützt, hat mich weiser und besser gemacht: warum sollt' ich dir zürnen? Nein, ich scheide von dir ohne Groll und Bitterkeit! Möge es deinen mir feindseligen Bewohnern nie durch ein Mißgeschick fühlbar werden, daß sie gegen mich ungerecht waren! — Lebe wohl, theurer Geburtsort! Friede und Eintracht und dauernder Wohlstand bewohne dein schönes Gebiet! Vielleicht sehe ich dich nie wieder; aber dein Andenken wird mir theuer und lieb seyn, so lang' ich noch denken und fühlen kann. Möchte ich nie erfahren, daß ein ruhiger Bürger unter deinem Schutze um Meynungen verfolgt und in seiner Wirksamkeit gehemmt ward! Möchtest du endlich den alten Vorwurf von dir entfernen, daß du Talente nur bildest und nicht belohnst, die

freymüthige Wahrheit verjagst, und glänzendem Metalle den Vorrang vor Kenntnissen und Verdiensten giebst!“

In Hoheneichen und allen dem Grafen Sonnenstern zugehörigen Ortschaften zählte man indeß bis zu seiner Ankunft die Stunden, und als der gewünschte Tag endlich erschien, strömte in Hoheneichen eine Volksmenge zusammen, die der beträchtliche Ort kaum fassen konnte. Nie hatte es seit der Huldigung des Grafen für seine Unterthanen ein solches Fest gegeben.

Der Graf war auf eine zahlreiche Versammlung und einen feyerlichen Empfang vorbereitet; aber beydes übertraf dennoch seine Erwartung, als er sich mit seinen Geliebten dem heimischen Gebiete näherte. Die wohlhabendsten Landbewohner kamen ihm schon eine Meile weit auf geschmückten Pferden entgegen, und als er die Hoheneichner Flur erreicht hatte, ertönte, ihn bewillkommend, die Musik, der feyerliche Klang der Glocken und das Frohlocken der Menge in entzückender Harmonie, und in wenig Minuten war der Wagen von den herbeyströmenden Menschen so umringt, daß er halten mußte. So-

gleich waren Hunderte beschäftigt, die Pferde auszuspannen, und den Wagen fortzuziehen; aber auf Roberts Vorschlag, dem diese gutgemeynte Ehren = und Freudenbezeugung eine Erniedrigung für die Menschheit schien, stieg der Graf nebst ihm und Amalien aus, und so gingen sie durch verschiedene Ehrenpforten unter unaufhörlichem Zujauchzen, Vivatrufen und Blumenstreuen bis auf den Schloßplatz, wo sie der Baron von Tannenberg nebst seinem Sohne, Amaliens zukünftigem Gatten, der Justizverwalter Rabe und der Pastor Calovius, letztere beyde in ihrem festlichsten Amtsornate, erwarteten. Am Eingange des Schloßhofes empfieng sie die geputzte Schuljugend sämmtlicher Ortschaften mit ihren Lehrern, und zog, unter Anstimmung eines Dankliedes, in welches die ganze unübersehbare Menge einstimmte, vor ihnen her, bis auf einen vom Justizverwalter durch kreisförmig gesetzte Stühle bezeichneten Platz.

Der junge von Tannenberg, ein wohlgebildeter, artiger Mann, vergaß über der Freude, die Tochter wieder zu sehen, beynahe den Vater, und fühlte sich von seiner Braut, die sich in den drey Jahren seiner Abwesenheit zu ihrem Vortheile merklich verändert hatte, dermaßen be-

zaubert, daß er selbst ihre Schüchternheit und Zurückhaltung, die von ihrer vormaligen unbefangenen Vertraulichkeit auffallend abstach, nicht bemerkte. Desto herzlicher begrüßten sich gegenseitig die Väter, und der Graf hatte darüber die hochtrabende und im ächten Curialstyl abgefaßte Salutation und Gratulation des Justizverwalters Rabe, welche er für sich und sämmtliche treugehorsamste Unterthanen abstattete, beynahe ganz verhört.

Robert spielte bey diesem mannigfaltigen Schauspiele nicht ganz die Rolle eines müßigen Zuschauers. Es war durch die zahlreiche Dienerschaft des Grafen bald von Mund zu Mund gegangen, daß der fremde Herr, den der Graf mitgebracht habe, sein Arzt und Retter sey; auch stellte ihn der Graf selbst in dieser Qualität dem Baron und den übrigen Anwesenden vor, die am nächsten standen. In kurzer Zeit waren tausend Augen auf den Wundermann gerichtet, der als der Urheber dieser Festfeyer betrachtet ward; Einer nach dem Andern drängte sich zu ihm, reichte ihm treuherzig die Hand, und segnete ihn für die geleistete Hülfe.

Euer Gebet, erwiederte Robert, hat die Kunst unterstützt; ihr selbst, gute Menschen, habt

mir dadurch euern edlen Herrn und Wohlthäter vom Rande des Grabes zurückbringen helfen. Um euretwillen hat der Himmel meine Bemühungen mit einem glücklichen Erfolge gekrönt. Dankt nicht mir, sondern ihm, von dem alle gute Gabe herabkommt!

Diese bescheidne und religiöse Ablehnung des ihm gebührenden Ruhmes gefiel den biedern Landleuten ungemein, und sie gaben ihre Freude laut zu erkennen, als der Graf sagte: Dieser Mann, der mir, nächst Gott, das Leben von neuem geschenkt hat, wird bey uns bleiben, und Jedem von euch, der sich ihm anvertrauen will, in allen Arten von Krankheitszufällen Hülfe leisten. Er ist eures Vertrauens würdig, denn er hat an mir gethan, was die berühmtesten Aerzte nicht ausrichten konnten; er hat mich gerettet, als ich schon alle Hoffnung zu genesen aufgegeben hatte.

Pastor Calovius befand sich bey diesen Begrüßungen, Glückwünschen, Dank- und Freudensbezeugungen, und was dergleichen mehr war, in einer verdrüßlichen Lage. Er hatte nehmlich zu der höchst erfreulichen Genesung und Wiederkunft seines hochpreißlichen Herrn Kirchenpatrons eine Rede ausgearbeitet, die er selbst für ein Meister-

stück hielt, und womit er ihn jetzt auf öffentlichem Schloßhofe in Gegenwart der ganzen Gemeine bewillkommen wollte. Gleichwohl war es ihm bis jetzt noch nicht möglich gewesen, zum Worte zu kommen, ob er sich gleich schon einigemal geräuspert und eine stentorische Position angenommen hatte.

Robert bemerkte endlich die ängstliche Ungeduld Sr. Wohlehrwürden, und gab dem Grafen davon einen Wink, während zu gleicher Zeit der Justizverwalter die hohen Herrschaften zum Niedersetzen einlud, das Volk etwas zurücktrieb, um den Kreis zu erweitern, und durch Zeichen ein allgemeines Stillschweigen gebot.

Mit einer durchdringenden und die Herzen erschütternden — Baßstimme begann hierauf der gravitätische Pastor Calovius seine Oration, die nach ihrem weitausgeholten Eingange sehr viel im eigentlichsten Sinne versprach. Er gieng darinn von dem Baume des Lebens im Paradiese aus, der ihn, nach einem ganz natürlichen Zusammenhange, auf den entgegengesetzten Tod und dessen Vorläuferin, die Krankheit, brachte. Er führte dann, zum Ruhme seiner Belesenheit, alle erkrankten und wieder gesund gewordenen Perso-

nen aus der biblischen Geschichte vom König Hiskias abwärts bis auf den Knecht des Hauptmanns zu Capernaum an, und schritt endlich zu dem von allen Anwesenden schon längst gewünschten Uebergange auf die langwierige Krankheit und glückliche Wiederherstellung Sr. Excellenz, des Herrn Grafen von Sonnenstern, als ein unerwartetes Ereigniß seine langweilige Predigt plötzlich abkürzte: — Roberts Aufmerksamkeit war zufälligerweise gleich nach dem Anfange der Rede auf einen gewissen Punkt außerhalb der Versammlung gerichtet worden, den er mit unverwandten Augen beobachtete. Dieser Punkt war eine am äußersten Ende des Dorfes aufsteigende Rauchsäule, die anfangs nur die Wirkung eines Caminfeuers schien, aber allmählig immer dichter und schwärzer ward, und zuletzt in helle Flammen ausbrach. Jetzt war kein Augenblick mehr zu verlieren. Robert sprang auf, stürzte sich, auf das ausgebrochene Feuer hindeutend, mit Ungestüm durch das Volk, das ihm in gewaltigem Drange nacheilte, und erreichte zuerst die armselige Leimhüte, die schon in fürchterlicher Glut emporloderte. Ein altes Mütterchen aus der Familie, dem die abwesenden Eltern die Aufsicht über ihr kleinstes in der Wiege liegendes Kind

aufgetragen hätten; wankte eben heraus, und jammerte um ihr Enkelkind, das sie, von den Flammen übereilt, in der schrecklichsten Gefahr hatte zurücklassen müssen. Das Volk schlug unthätig die Hände zusammen, und keiner hatte den Muth, für die Rettung eines Menschenlebens sich eigner Gefahr auszusetzen, als er selbst, der zuerst die Schreckenskunde vernahm. Ohne an die augenscheinliche Lebensgefahr zu denken, wagte sich Robert unter lautem Geschrey der Menge, die ihn schon für verloren ansah, in das auf allen Seiten brennende Haus, dessen Bedachung schon einzustürzen begann, und mit versengten Kleidern brachte er nach einigen Augenblicken den noch unversehrten Säugling aus der Hütte, die hinter ihm krachend zusammenfiel. Die Eltern des Kindes kamen so eben in Todesangst herbeygelaufen, als ihnen Robert seine erkämpfte Beute in die ausgestreckten Arme zurückgab.

Der Graf kam jetzt selbst an, und war noch Zeuge von den Segnungen, welche Robert für seine gewagte menschenfreundliche That einärndtete. Er umarmte ihn mit stürmischem Affecte, aber Robert ließ ihm nicht Zeit, seinen Dank mit den Lobpreisungen der erstaunten Menge zu vereinigen. „Ich habe blos mein Amt an-

getreten — sagte Robert. — Sie haben mich ja berufen, Menschenleben zu retten, und ich hätte säumen können, es hier zu thun, wo von einem Augenblicke Leben und Tod abhieng?“ —

Nach einer Stunde war der Brand des einsam stehenden Hauses gelöscht; der Graf versprach den Bewohnern, es ihnen auf seine Kosten wieder aufbauen zu lassen, und ihnen alle ihre verlornen Geräthschaften reichlich zu ersetzen.

Solchergestalt ward die Freude dieses Tages durch einen tragischen Vorfall nicht unterbrochen; Musik, Tanz und Jubel folgte auf das Jammergeschrey, und blos der Pastor Calovius war verdrüßlich, daß er den schönsten Theil seines Meisterstücks hatte zurückbehalten müssen; auch war es ihm eben so wenig, als dem Justizverwalter Rabe, angenehm, daß man den neuen Ankömmling, der nach ihrer Meynung ein unbesonnener Waghals war, so hoch rühmte und ehrte, und daß sich der Herr Graf selbst sogar herabgelassen hatte, ihn vor allen Leuten zu embrassiren. Seine Verdienste um den Grafen mußten sie freylich zugestehen, aber daß er den Fremdling mitgebracht hatte, und was noch schlimmer war, als privilegirten Arzt für seine sämmt-

lichen Unterthanen ganz da behalten wollte, war ihnen, die durch sein Gewicht bey dem Grafen an ihrem eignen Ansehen und den damit verbundenen Vortheilen zu verlieren fürchteten, höchst ungelegen.

Robert hatte sich unterdessen, um den fortdauernden Lobreden, die ihm von allen Seiten entgegen schallten, zu entgehen, in eine einsame Gegend des Schloßgartens verloren, wo er sich zwey Stunden lang mit sich selbst unterhielt, und in lieblichen Phantasiegemälden seiner künftigen Wirksamkeit verlor. Er war endlich im Begriff, zur Gesellschaft zurückzukehren, als er in einiger Entfernung Amalien erblickte, die unruhig und zerstreut umher irrte, und Jemanden, vielleicht ihn selbst, zu suchen schien. In dem Augenblicke, wo sie Roberten, der ihr entgegeneilte, gewahr ward, flog sie ihm in die Arme, verbarg ihr Gesicht an seinen Busen, und rief unter strömenden Thränen: „Retten Sie mich. Ich bin verloren!

Robert (erstaunt). Gräfin, was ist Ihnen? Sprechen Sie!

Amalie. Mein Vater — o Gott! —

Robert. Ihr Vater? Welch neues Unglück. . . .

Amalie. Ja wohl ein Unglück, aber nur für mich! Mein Vater will mich morgen mit dem Baron Gustav verheyrathen.

Robert (noch erstaunter). Sie zittern vor dieser Verbindung, und lieben ihn doch, sind schon seit drey Jahren mit ihm verlobt?

Amalie. Ja, damals war ich ein Kind, und liebte ihn, als den Gespielen meiner Kindheit; aber jetzt fühle ich, daß ich ihn, als meinen Gatten, nie lieben kann.

Robert. Den jungen, sanften, gefälligen Mann kann Amalie nicht lieben?

Amalie. Nein! Nein! mein Herz hat nur für Einen Raum. Ihn oder Keinen! Von ihm soll mich nichts, als der Tod, trennen.

Robert. Wie? Amalie? Verstehe ich Sie recht? Ihr Herz hat einen Andern gewählt?

Amalie. Und Sie kennen ihn nicht? Sie verlangen von mir ein Geständniß, das Sie schon längst in meinen Augen gelesen haben? (mit inniger Wehmuth). Ach! das habe ich nicht verdient, daß Sie so grausam mit mir umgehen.

S. 289

gest. v. Hoppe. 1799

Wenn Sie mich lieben, Gräfin, so bekämpfen Sie diese Leidenschaft, die uns beyde unglücklich macht.

Robert. Ich beschwöre Sie, Gräfin, (mit ausdrucksvollem, gehaltenem Tone) — erklären Sie sich!

Amalie. Gräfin? O die Liebe fragt nichts nach Geburt und Rang.

Robert (zurückbebend). Amalie, ich will nicht hoffen —

Amalie. Daß ich Sie liebe, heiß und unaussprechlich liebe, das wollen Sie nicht hoffen?

Robert (im größten Erstaunen). Mich lieben Sie? Mich? (sich angstvoll die Stirn reibend). Bey Gott! das ist zu viel.

Amalie. Ich armes Mädchen, daß ich mir einbildete, Ihnen lieb zu seyn! (Heftig weinend) Es war ein süßer Traum.

Robert (sie zärtlich bey der Hand fassend, mit Ernst und Wärme:) Wenn Sie mich lieben, Gräfin, so bekämpfen Sie diese Leidenschaft, die uns Beyde unglücklich macht!

Das Geräusch eines brechenden Astes in der benachbarten Hecke unterbrach ihn im Fortsprechen. Amalie fuhr erschrocken zurück, und Robert erkannte noch an der hervorragenden Perücke den Justitzverwalter Rabe, der sie behorcht hatte, und, um nicht entdeckt zu werden, sich

eiligst in das Gebüsch verkroch. Er hatte Amalien in heftiger Bewegung dem Schloßgarten zueilen sehen, und war ihr, von Neugierde getrieben, ob sie vielleicht den Landarzt aufsuche, den man seit einiger Zeit vermißt hatte, heimlich nachgeschlichen.

Robert sah jetzt das Geheimniß der Gräfin, das er auf ewig verborgen zu halten wünschte, verrathen; ihre Ehre und ihre ganze häusliche Glückseligkeit stand auf dem Spiele, wenn der Justitzverwalter es ausplauderte, und aufgebracht eilte er dem unberufenen Horcher nach, um Verschwiegenheit von ihm zu — erbitten. Ob und wie es unserm Robert gelang, sich aus diesem gefährlichen Labyrinthe herauszuwickeln, gehört in die zweyte Periode seiner Lebensgeschichte, welche zur Befriedigung wißbegieriger Leser baldmöglichst nachfolgen wird. Für diesmal genug!

Zur Nachricht:

Der Mangel an Kupfern bey dieser ersten Ausgabe des Robert wird dadurch ersetzt werden, daß Herr Jury in Berlin die vorzüglichsten malerischen Scenen daraus für das nächstkünftige Jahrbuch zur belehrenden Unterhaltung für Damen vom Herrn Prof. Ebert, bearbeiten wird, so wie bereits in dem dießjährigen Jahrbuche die von demselben Künstler meisterhaft dargestellten Kupfer aus der Elisa entlehnt sind.

Der Verleger.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voigt, Christian Friedrich Traugott,

Robert oder der Mann, wie er seyn sollte Ein Seitenstück zu Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte

Bd.: [1]

Leipzig 1799

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.22(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108847-8
VD18 15518566-001